

Die Verankerung queer-inklusive Sozialarbeit in der Ausbildung

„Überlegungen zu einem Lehrveranstaltungs-konzept für die Fachhochschule St. Pölten“

Holawatsch Jennifer, 01100826

Bachelorarbeit

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Bachelor of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

Datum: 23.04.2024

Version: 1

Begutachter*innen:

FH-Hon. Prof. Mag. Dr. Susanne Binder
Stephanie Schmidrathner, BA
Christian Walzl, BA

Abstract Deutsch

Die vorliegende Bachelorarbeit beschäftigt sich mit der Verankerung queer-inklusive Sozialarbeit in der Ausbildung. Exemplarisch wird hierzu der Bachelorstudiengang Soziale Arbeit an der Fachhochschule Sankt Pölten untersucht. Dabei werden die Berufserfahrungen von Studierenden, die Vermittlung queer-inklusive Kompetenzen im Studienkontext sowie Ideen und Anregungen in Bezug auf eine queer-inklusive Lehrveranstaltung ermittelt. Die Daten werden in einer Gruppendiskussion erhoben und mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Kuckartz ausgewertet. Die Ergebnisse zeigen, dass für die Arbeit mit queeren Nutzer:innen Fähigkeiten wie die Verwendung inklusiver Sprache, eine offene und wertschätzende Haltung, das spezifische Wissen über queere Lebensrealitäten und Herausforderungen sowie die wertfreie Anerkennung von Unterschieden notwendig sind.

Abstract English

This bachelor's thesis addresses the integration of queer-inclusive aspects into the syllabus of Social Work. The University of Applied Sciences in Sankt Pölten serves as a case study. The paper determines the professional experiences of students, the teaching of queer-inclusive skills in the setting of the university and ideas and suggestions regarding a queer-inclusive lecture. The data is collected in a group discussion and analysed using qualitative content analysis according to Kuckartz. The results demonstrate that working with queer users requires the utilisation of specific skills, including the use of inclusive language, an open and appreciative attitude, in-depth knowledge about queer realities and challenges, and the non-judgemental recognition of differences.

Inhaltsverzeichnis

1	Forschungsinteresse und Vorhaben.....	5
2	Ausgangslage/Problemaufriss	5
3	Stand der Forschung.....	8
3.1	Von Gender Studies zur Queer Theory	8
3.2	Queer Theory.....	9
3.3	Der Auftrag der Sozialen Arbeit.....	10
3.4	Queer-inklusive Sozialarbeit und ihre Verankerung in der Ausbildung	11
4	Forschungsrelevanz und Aktualitätsbezug	12
5	Forschungsfrage	14
6	Vorannahmen	15
7	Forschungsdesign und Kontext.....	16
7.1	Erhebungsmethode und Erhebungskontext	16
7.2	Auswertungsmethode	17
8	Forschungsergebnisse	17
8.1	Die Gruppendiskussion/Interview	18
8.2	Berufserfahrung mit queeren Nutzer:innen	18
8.2.1	Inklusion/Exklusion	18
8.2.2	Heteronormativität und Binarität	20
8.2.3	Intersektionalität	21
8.2.4	Beziehung und Sprache	23
8.2.5	Handlungsstrategien.....	24
8.2.6	Herausforderungen und Unsicherheiten	26
8.2.7	Spezifische Bedürfnisse queerer Nutzer:innen	27
8.3	Ermittlung queer-inklusive Kompetenzen im Studienkontext.....	27
8.3.1	Queer-inklusive Themen und Selbstreflexion im Studium	27
8.3.2	Informelles Lernen	29
8.3.3	Die Fachhochschule als Institution (Department Soziales)	30
8.4	Ideen und Anregungen für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung.....	32
8.4.1	Format	32
8.4.2	Inhalte	34
8.4.3	Haltung und Kompetenzen	35
8.4.4	Das politische Mandat	36
9	Forschungsprojekt: Konzept für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung.....	38
10	Resümee	39
10.1	Detaillierte Zusammenfassung der Ergebnisse.....	39

10.2 Reflexion des Forschungsprozesses	41
Literatur	43
Daten	45
Abkürzungen	45
Abbildungen	46
Anhang.....	46
Eidesstattliche Erklärung	50

1 Forschungsinteresse und Vorhaben

Die vorliegende Arbeit untersucht, wie angehende Sozialarbeiter:innen des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Pölten auf das Thema queer-inklusive Arbeit vorbereitet werden und mit welchen Herausforderungen sie in ihrem Berufsalltag konfrontiert sind. Welches Wissen, welche Haltung und welche Kompetenzen wurden im Laufe der Ausbildung erworben, um angemessen auf die Bedürfnisse von queeren Nutzer:innen einzugehen, ohne Geschlechterklischees oder Diskriminierung zu reproduzieren?

Das Forschungsprojekt beschäftigt sich mit Überlegungen zu einem queer-inklusiven Lehrveranstaltungskonzept für den Bachelorstudiengang „Soziale Arbeit“ an der Fachhochschule St. Pölten. Dazu wurden zukünftige Absolvent:innen des Bachelor-Studiengangs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Pölten in einer Gruppendiskussion befragt. Da die theoretische Verortung als Teil des Konzepts miteinbezogen wird, ist der Literaturteil prägnant. Somit ergibt sich ein Konzept auf Basis des aktuellen Forschungsstandes sowie der Erfahrungsberichte und Anregungen der Studierenden. Dieses Vorgehen ermöglicht nicht nur einen Transfer von Theorie in die Praxis, sondern auch von Praxis in die Theorie.

Die Arbeit ist in mehrere Teile gegliedert. In der Einleitung wird die Ausgangslage, der Stand der Forschung, die Relevanz und Aktualität von queer-inklusiven Themen behandelt. Anschließend wird die Forschungsfrage erläutert sowie das Forschungsdesign und Vorannahmen offengelegt. Im Ergebnisteil werden die Erkenntnisse der Gruppendiskussion zu den Themenblöcken Berufserfahrung, Erlerntes im Studienkontext und Ideen und Anregungen für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung dargestellt. Abschließend wird das Erforschte resümiert und der Forschungsprozess in Bezug auf Limitationen, Herausforderungen und weitere Anknüpfungspunkte reflektiert. Alle genannten Begriffe werden direkt im Fließtext erklärt, sollte es zusätzliche Erläuterungen benötigen, ist auf den Anhang zu verweisen.

2 Ausgangslage/Problemaufriss

Um der komplexen und verwobenen Thematik, die dieser Arbeit zugrunde liegt, gerecht zu werden, ist es notwendig zunächst das Zusammenspiel von Macht, Privilegien, Benachteiligung und das darauf basierende Differenzsystem zu erörtern. Sozialarbeiter:innen arbeiten unter anderem mit Menschen, die von unterschiedlichen Diskriminierungsformen und -mechanismen betroffen sind und dadurch Benachteiligungen erfahren. Diskriminierung beruht auf der Unterscheidung von Menschen aufgrund individueller oder gruppenspezifischer Merkmale, die direkt oder indirekt wahrnehmbar sind (vgl. Arbeiterkammer 2019:10f).

Wesentliche Unterscheidungscharakteristika und deren Auswirkungen nennen Czollek und Perko:

„[...] Alter, psychische oder körperliche Verfasstheit (Beeinträchtigung), Aussehen, Sprache, soziale Herkunft, Klasse, geografische Herkunft, Gender/Queer, sexuelles Begehren, Religion oder Säkularität / Konfessionsfreiheit etc. gelten hier als gesellschaftliche Regulativa, aufgrund derer bestimmte Menschen privilegiert oder diskriminiert werden. Mit Bezug auf diese [...] können sie [Menschen; d. Verf.] an gesellschaftlichen (ökonomischen, sozialen, kulturellen, institutionellen etc.) Ressourcen teilnehmen oder werden [...] ausgegrenzt.“ (2022:11).

Die systematische Schlechterstellung von Individuen und Gruppierungen mit bestimmten Merkmalen basiert auf der Dominanz einer Gruppe, innerhalb einer Gesellschaft, welche über soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital verfügt (vgl. Bourdieu 1983:183–196). Diese Gruppe ist folglich in der Lage, die „Leitkultur“ einer Gesellschaft zu prägen. Die dominante Gruppe definiert, was als Norm betrachtet wird und was davon abweicht. Dadurch soll eine „logische“ Hierarchie entstehen, die auf Privilegierung und Benachteiligung basiert. Um diese Ungleichbehandlung von Personen zu rechtfertigen, werden scheinbar willkürliche Kriterien wie Hautfarbe, sexuelle Orientierung oder Herkunft herangezogen (vgl. Krell / Riedmüller / Sieben / Vinz 2007:10). Dieser Prozess ist mit dem Vorgang des „Otherings“ (vgl. u.a. Said 1978; Spivak 1988) verknüpft. Dabei werden Merkmale, Ziele und Werte einer Gruppe klar definiert, um sie von anderen Gruppen eindeutig abzugrenzen. Nur durch die Abwertung einer anderen Gruppe lässt sich auf die Überlegenheit der eigenen Gruppe schließen (vgl. ebd.).

In diesem Kontext ist die Überlagerung und Überschneidung von Diskriminierungsmerkmalen von besonderer Relevanz. Kimberly Crenshaw hat den Begriff der Intersektionalität eingeführt und dadurch die Perspektive auf Diskriminierungsstrukturen erweitert. In diesem Kontext ist zu beachten, dass Diskriminierung nicht allein auf Basis eines Merkmals, wie beispielsweise dem Geschlecht, erfolgt. Vielmehr sind in diesem Zusammenhang auch verschränkte Diskriminierungsdimensionen zu berücksichtigen, beispielsweise die Merkmalskombinationen „weiblich, schwarz und muslimisch“. Somit ist es schwer ersichtlich, aufgrund welcher der Sektionen die Diskriminierung stattgefunden hat. Wesentlich ist, dass der Fokus auf das Zusammenwirken mehrerer Benachteiligungsfaktoren gelegt wird (vgl. Crenshaw 1989).

Um die Komplexität und das Zusammenspiel mehrerer Faktoren zu verdeutlichen, dient der Dokumentarfilm „Feminism WTF“ von Katharina Mückstein (2023) als Beispiel. In einer zentralen Szene werden Diskriminierungsmerkmale, Intersektionalität sowie „scheinbar angeborene“ Privilegien auf eindrucksvolle Weise dargestellt. Im Rahmen einer Aufgabenstellung werden drei Personen vor Spiegeln platziert und gebeten, zu beschreiben, was sie darin sehen. Die erste Person (weiblich gelesen, weiße Hautfarbe) sagt sie sehe darin eine Frau. Die zweite Person (weiblich gelesen, schwarze Hautfarbe) sagt, sie sehe darin eine schwarze Frau und die dritte Person (männlich gelesen, weiße Hautfarbe) sagt, sie sehe darin einen Menschen.

Für eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Thema sind Kenntnisse und Verständnis von Diskriminierung, Intersektionalität, Othering, Dominanzgruppen und Macht unerlässlich.

Da der Fokus dieser Arbeit jedoch auf dem Diskriminierungsspektrum queerer Lebensrealitäten liegt, müssen die Kategorien „Sex, Gender, Genderidentität und sexuelle Orientierung“ genauer untersucht und um antinormative „Beziehungs- und Familienkonzepte“ ergänzt werden. In dem Werk „Radikale Zärtlichkeit-Warum Liebe politisch ist“ legt Seyda Kurt dar, wie heterosexuelle Monogamie als kapitalistisches Kalkül durch ständige Repräsentation in Medien, Musik, Literatur und Film sowie in der Alltagskultur zur Norm gemacht wird. Alternative Liebes-, Familien- und Beziehungskonzepte werden demgegenüber als abweichend dargestellt (vgl. Kurt 2021:14ff). Die Verbindung zu Michel Foucaults Begriff der „Bio-Politik“ ist evident:

„Die Fortpflanzung, die Geburten- und die Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit all ihren Variationsbedingungen wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und regulierender Kontrollen: Bio-Politik der Bevölkerung. Die Disziplinen des Körpers und die Regulierungen der Bevölkerung bilden die beiden Pole, um die herum sich die Macht zum Leben organisiert hat“ (Foucault 1983:166).

Foucault postuliert, dass Machthaber:innen die Bevölkerung durch Regulierung und Normierung ihrer Körper und Sexualität beherrschen können, um bspw. kapitalistische Interessen voranzutreiben (vgl. ebd.:168). Kurt vertritt die These, dass die Monogamie im Kapitalismus die ideale Beziehungsform darstellt, da sie zum einen die Vorstellung propagiert, dass Männer Frauen zu ihrem Eigentum machen und zum anderen die Monogamie im Vergleich zur Polyamorie zeitsparender ist (vgl. Kurt 2021:78; 205f). Damit wird deutlich, dass Sexualität, Geschlecht, Körper und Identität hochpolitische Kategorien sind, mittels derer Macht in einer Gesellschaft verteilt wird.

Da die Soziale Arbeit in allen Handlungsfeldern auf queere Nutzer:innen treffen kann, welche von ungerechter Machtverteilung betroffen sind, ist es relevant sich in diesem Kontext mit Konzepten zu beschäftigen, die Normen vorgeben. Der Artikel „Soziale Arbeit ‚queer‘ denken“ von Astrid Nagy (2005:57) beschäftigt sich mit den Konzepten von Heteronormativität und Binarität. Das Leben in einer heteronormativ und binär- geprägten Gesellschaft beschreibt die Überlegenheit und Dominanz von Heterosexualität, Cis-Geschlechtlichkeit und Zweigeschlechtlichkeit. Demgegenüber steht alles, was davon abweicht. Insbesondere Menschen mit von der Heteronorm abweichenden sexuellen Orientierungen wie Homosexualität, Bisexualität, Asexualität, etc. sowie Menschen, die sich außerhalb oder zwischen dualistischen Geschlechtsidentitäten definieren wie Trans*, Inter*, genderfluide oder nicht-binäre Menschen, etc. Dabei wird so agiert, als ob Heteronormativität eine natürlich gegebene Kategorie wäre, welche die gesellschaftliche Norm vorgibt (vgl. ebd.:57).

Auch die Soziale Arbeit reproduziert bewusst und/oder unbewusst Heteronormativität, binäres Geschlechterdenken sowie geschlechtsspezifische Stereotype:

„Soziale Arbeit [...] ist in ihren ‚Grundfesten‘ von zweigeschlechtlichen Zuschreibungen ‚betroffen‘ und [...] enthält ‚heteronormative Institutionen‘, also gewohnheitsmäßige Handlungs- und Denkweisen, die an die heterosexuelle Norm angelehnt sind, nicht erkannt und nicht infrage gestellt werden, aber von der Norm abweichende Lebensentwürfe systematisch abwerten und

„sanktionieren“. Dies ist problematisch, wenn es um das Ziel oder die Vision sozialer Integration, Partizipation, Gleichstellung und Gerechtigkeit geht.“ (ebd.:57).

Damit wird der Kern der Problematik ersichtlich. Soziale Arbeit ist eine Menschenrechtsprofession, die sich durch den Ethikkodex sowie Werte wie soziale Gerechtigkeit, Gleichstellung und Diversität auszeichnet. Um Diskriminierung zu vermeiden und nutzer:innenorientierte, queer-inklusive Sozialarbeit zu leisten, ist es erforderlich, die Ausbildung von Sozialarbeiter:innen zu untersuchen und gegebenenfalls zu modifizieren, um eine Reproduktion von Diskriminierung zu vermeiden.

3 Stand der Forschung

In diesem Kapitel erfolgt eine Darstellung des aktuellen Forschungsstands. Zunächst wird die Entwicklung von den Gender Studies zur Queer Theory skizziert. Im Anschluss findet eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Begriff Queer, der Queer Theory sowie deren Zusammenhang zur Sozialen Arbeit statt. Dabei wird untersucht, inwieweit in den internationalen Standards der Sozialen Arbeit, Queer Theory verankert ist und ein Bewusstsein für queere und antinormative Lebensrealitäten bereits existiert.

3.1 Von Gender Studies zur Queer Theory

Um sich der Queer Theory anzunähern, ist es zunächst erforderlich, die Gender Studies zu analysieren. Die Gender Studies beschäftigen sich mit dem Unterscheidungsmerkmal Geschlecht. Die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sind fest verankert und gekoppelt an „hierarchisierende Bewertungen“ (Czollek / Perko 2022:11), welche die Machtverhältnisse, Rollenbilder und Funktion von Mann und Frau in einer Gesellschaft widerspiegeln (vgl. ebd.:20f). Es wird vorgegeben was Männlichkeit und Weiblichkeit bedeutet. Dies reicht von äußerlichen Merkmalen wie Haarlänge und Kleidung bis hin zu geschlechtsspezifischen Charaktereigenschaften wie „fürsorglich“ oder „mutig“. Des Weiteren wird die normative Vorstellung propagiert, dass Männer Frauen begehren und umgekehrt (vgl. Perko 2006:7). Simone de Beauvoir erweckte mit ihrem berühmten Zitat: „One is not born, but rather becomes, a woman“ (1951:265) viel Aufsehen und bezweifelte die Annahme, dass das Geschlecht eine Naturgegebenheit ist. Vielmehr wurde dafür plädiert, dass Geschlecht bzw. Gender eine gesellschaftlich-kulturell konstruierte Kategorie ist, welche durch geschlechterspezifische Sozialisierungsprozesse anerzogen, durch „Doing Gender“ (vgl. Butler 2002:316 zit. in Wirth 2002:301-320; Abdul-Hussein 2012) stetig performt und gelesen sowie durch Medien, Literatur, Institutionen etc. verfestigt und tradiert wird (vgl. Czollek / Perko 2022:21). Im Rahmen der Gender Studies wurde eine klare Differenzierung zwischen den Begriffen „Sex“ und „Gender“ vorgenommen. „Sex“ bezeichnet dabei das biologische Geschlecht, während „Gender“ das sozial konstruierte Geschlecht bezeichnet. Das Ziel der Gender Studies besteht zunächst in der Aufdeckung der Konstruiertheit der Geschlechter und deren Dekonstruktion, um eine Gleichstellung von Mann und Frau zu erreichen (vgl. ebd.:19ff).

3.2 Queer Theory

Die Queer Theory hat sich aus den Vorläufern der Gender Studies etabliert. Im Unterschied zu Gender Studies gelangte die Queer Theory zu der Erkenntnis, dass nicht nur Gender, sondern auch Sex eine sozial konstruierte Kategorie ist (vgl. Butler 1991; Czollek/Perko 2022:34). Als Beispiel können geschlechtsanpassende Operationen, die direkt nach der Geburt, teils ohne Einverständnis der Patient:innen oder Erziehungsberechtigten vorgenommen wurden, um der dualistischen Geschlechterordnung zu entsprechen, genannt werden (vgl. Perko 2006:8). Der Begriff „Queer“ stammt ursprünglich aus den USA und wurde vormals als Beschimpfung für Personen verwendet, die sich außerhalb des binären Geschlechtersystems, der Cis-Geschlechtlichkeit und heteronormativen Begehrensweisen bewegen. Erst zwischen den 1980er und 1990er Jahren erfuhr der Begriff eine positive Konnotation. Im Zuge eines Reclaiming-Prozesses wurde er vorrangig von homosexuellen People of Color zurückerobert (vgl. ebd.:4f). In dieser Arbeit wird der Begriff „Queer“ als Synonym für die Kürzel LGBTQIA+ verwendet, wobei die Buchstaben für folgende Gruppen stehen: Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Queer, Inter*, Asexual und + als Verweis auf die stetige Veränderbarkeit von Identität und Orientierung sowie allen Personen, welche sich selbst als queer bezeichnen wollen (vgl. Sauer 2018). In seiner wissenschaftlichen Ausrichtung dient „Queer“ als Sammelbegriff für Queer Politics, Queer Theory und Queer Studies, welcher von Teresa de Lauretis geprägt wurde, um Kategorien und Begrenzungen zu überwinden. Der Begriff Queer lässt sich in drei Varianten einordnen (vgl. Perko 2006:4f):

- Die (feministisch)lesbisch-schwule-queere Variante: Queer wird in dieser Auslegung als Synonym für Lesbisch und Schwul verwendet, wobei auch feministische Agenden einen hohen Stellenwert bekommen. Es kann autonom entschieden werden, wer sich mit dem Überbegriff „queer“ bezeichnen möchte und wer nicht. Es werden Räume geschaffen, die ein Gemeinschaftsgefühl innerhalb dieser Gruppe stärken sollen. Dies basiert auf Kriterien, die beschlossen werden, um Personen in diesen Kreis zu inkludieren oder zu exkludieren. Somit werden Trans*- und Inter*personen in dieser Variante ausgeschlossen, da sie nach deren Kriterien weder als Frau* noch als Mann* gelten. (vgl. ebd.:5).
- Die lesbisch-bi-schwul-transgender-queere Variante: In dieser Auslegung werden Bisexuelle und Transgender inkludiert und erhalten Zutritt zu einer Community, welche früher nur Lesben und Schwulen zugänglich war. Da in dieser Variante Transgender als Kategorie definiert wird, welche einen Wechsel von männlich zu weiblich oder umgekehrt auslegt, wird in der Konsequenz immer noch im binären System der Zweigeschlechtlichkeit gedacht. (vgl. ebd.:5-6).
- Die plural-queere Variante: In dieser Variante kann sich jede Person, die sich nicht in die gesellschaftlichen Normen einordnen lassen möchte, als queer bezeichnen. Nicht jede Person möchte sich mit dem Begriff Queer identifizieren, somit ist es wesentlich nach der Selbstbezeichnung einer Person zu fragen. Nur in dieser Variante werden sowohl Trans*-, Inter*- als auch nicht-binäre-, agender- und genderfluide Personen inkludiert und der Raum für eine unbestimmte Vielfalt menschlicher Identität geöffnet (vgl. ebd.:6).

Alle drei Varianten stellen heteronormative Denkmuster und Heterosexismus in Frage. Allerdings werden in den ersten beiden Varianten Personen ausgeschlossen, die sich nicht der angeforderten Identität zuordnen. Nur in der queer-pluralistischen Variante wird starre Identitätspolitik zugunsten von Vielfalt und Pluralität ersetzt. Marker für Gruppenzugehörigkeit werden generell in Frage gestellt, was zu uneindeutigen, fließenden und sich stetig verändernden Übergängen führt (vgl. ebd.:6f). In diesem Kontext kann eine Parallele zu den Diversity Studies gezogen werden, welche die Herstellung von Identität und Zugehörigkeit durch Differenzieren, Kategorisieren und Hierarchisieren von Menschen und Gruppen kritisieren (vgl. Krell / Riedmüller / Sieben / Vinz 2007:8f). In der queer-pluralistischen Variante haben Menschen eine unbegrenzte Auswahl an Liebes-, Identität- und Lebensformen. Zudem wurde nach der geäußerten Kritik von Vertreter:innen der Black Queer Studies and Queers of Color der eingeschränkte Blick auf die Kategorien Sex und Gender auf alle Diversitätskategorien erweitert, um das komplexe Zusammenspiel von Macht, Intersektionalität und Diskriminierung erkennen zu können. Der plural-queere Ansatz setzt sich für die Abschaffung von Hierarchien und der Dekonstruktion von Kategorien ein, die dazu dienen, die Gesellschaft in Unter- und Überlegen einzuteilen. Ohne die Existenz von Differenzen anzuzweifeln will der Ansatz die Gleichberechtigung aller Menschen forcieren (vgl. Perko 2006:7f). Demnach sind die Redundanzen der queer-pluralen Variante und dem Ethikkodex der Sozialen Arbeit offensichtlich und werden im nächsten Kapitel behandelt.

3.3 Der Auftrag der Sozialen Arbeit

In der vom IFSW - International Federation of Social Work veröffentlichten Definition von Sozialer Arbeit sowie dem darauf aufbauenden Ethikkodex werden alle Sozialarbeiter:innen aufgefordert, Diskriminierungsmechanismen aufzuzeigen und sich diesen entgegenzustellen. Der Österreichische Berufsverband für Soziale Arbeit hat dies als Grundlage genommen, um auch den österreichischen Standard daran auszurichten:

„Soziale Arbeit ist eine praxisorientierte Profession und akademische Disziplin, die sozialen Wandel, soziale Entwicklung, sozialen Zusammenhalt, das Empowerment und die Befreiung von Menschen fördert. Zentrale Prinzipien der Sozialen Arbeit sind soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, kollektive Verantwortung und die Achtung von Diversität. Gestützt auf Theorien der Sozialen Arbeit, der Sozial- und Geisteswissenschaften und auf traditionelles bzw. indigenes Wissen, bindet die Soziale Arbeit Menschen und Strukturen in Veränderungsprozesse ein, um den Herausforderungen des Lebens aktiv zu begegnen und das Wohlbefinden zu fördern [...]“ (OBDS 2023).

Die Definition lässt auf den politischen Auftrag Sozialer Arbeit schließen und thematisiert die Förderung des gesellschaftlichen Wandels. Dazu gehört auch die Verantwortung von Sozialarbeiter:innen, aktiv an gesellschaftlichen Diskursen teilzunehmen, um soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und die Interessen der Klient:innen zu fördern. Darüber hinaus soll die Umsetzung sozialer Gerechtigkeit auf der Mikro-, Meso- und Makroebene zur Verbesserung der individuellen, institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen

stattfinden. Berufsethisch bedeutet dies, sich für Prinzipien wie Menschenrechte, Anerkennung von Vielfalt, Inklusion, soziale Gerechtigkeit und Solidarität einzusetzen. Die Soziale Arbeit strebt danach, politische Rahmenbedingungen zu schaffen, die die Selbstbestimmung und Befreiung der Menschen fördern und deren Menschenwürde respektieren (vgl. OBDS 2020). Im Folgenden wird die Verankerung von Queer Theory in der Ausbildung von Sozialer Arbeit untersucht und die Notwendigkeit von queer-inklusive Sozialarbeit hervorgehoben.

3.4 Queer-inklusive Sozialarbeit und ihre Verankerung in der Ausbildung

In der Fachliteratur wird mehrmals die Auffassung vertreten, dass der queer-pluralistische Ansatz in der Ausbildung von Sozialarbeiter:innen verankert werden sollte. Dies ist nicht nur deshalb erforderlich, weil dadurch Studierenden Wissen und Kompetenzen vermittelt werden, die einer marginalisierten Gruppe zugutekommen, sondern es geht vielmehr darum, gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse zu hinterfragen und aufzubrechen, um somit die Selbstbestimmung, Emanzipation und Freiheit aller Menschen zu fördern. Damit ist der queer-pluralistische Ansatz auch mit der Sozialarbeitsethik gleichzusetzen (vgl. Nagy 2016:62f; Schmauch 2014:241f; Czollek / Perko 2022:48-52).

Mit dem Gedicht „For the white person, who wants to know how to be my friend“ von Pat Parker (1978), einer afroamerikanischen lesbischen Poetin, beschreibt Ulrike Schmauch das Phänomen, dass Professionist:innen Sozialer Arbeit Angehörige der LGBTQIA+ Community entweder als „komplett anders“ oder „völlig gleich“ bewerten und behandeln (vgl. Schmauch 2014:244f). Dabei nimmt Schmauch die ersten beiden Zeilen des Gedichtes „The first thing you do is to forget that I’m Black. Second you must never forget that I’m Black“ (Parker 1978 zit. in: Schmauch 2014:245) als Parameter um einen professionellen Umgang mit queeren Nutzer:innen zu beschreiben. Schmauch meint, dass queere Personen genauso behandelt werden sollen wie alle anderen Menschen. Allerdings ist es notwendig, bestimmtes Wissen über Themen wie Coming-out, Identitätskonflikte und Rechte zu haben sowie eine bestimmte Haltung wie Wertschätzung, Offenheit und Selbstreflexion zu zeigen und sich zu sensibilisieren, beispielsweise in Bezug auf Sprache, um auf die spezifischen Bedürfnisse dieser Personengruppe eingehen zu können (vgl. ebd.:243f). Dies hält Schmauch mit den Regenbogenkompetenzen für Sozialarbeiter:innen fest:

- „Die Sachkompetenz: Wissen über die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft, über sexuelle und geschlechtliche Minderheiten, ihre Lebenslagen, Diskriminierungen und Ressourcen;
- Sozialkompetenz: Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit im Bereich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt;
- Methodenkompetenz: Handlungsfähigkeit und Verfahrenswissen im Bereich sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identitäten;

- Selbstkompetenz: Fähigkeit zur Reflexion eigener Gefühle, Werte und Vorurteile in Bezug auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt“ (Schmauch 2014:242).

Um eine Festigung dieser Kompetenzen gewährleisten zu können, muss queer-inklusive Sozialarbeit in der Ausbildung verankert werden. Auch Nagy hat sich mit queer-inklusiven Lehrinhalten in der Ausbildung auseinandergesetzt und eine Studie durchgeführt. Die Studie hat gezeigt, dass mit dem Konzept der Queer-Consciousness, die Konstruiertheit der heterosexuellen Norm und der dualistischen Geschlechterordnung offengelegt werden kann. Zudem wurde deutlich, dass soziale Institutionen diese Normen aufrechterhalten. Soziale Arbeit nimmt dadurch eine Normalisierungsmacht ein, die es zu hinterfragen und aufzubrechen gilt (vgl. Nagy 2016:63f). Denn das Abweichen von der Norm, egal in welcher Kategorie, führt stets zu rechtlichen oder sozialen Sanktionen, welche wiederum in Benachteiligung, dem Vorenthalten von gesellschaftlichen Ressourcen, Gewalt, Verfolgung oder sogar dem Tod enden können (vgl. Czollek / Perko 2022:42). Im folgenden Kapitel wird die Forschungsrelevanz belegt und ein Aktualitätsbezug hergestellt.

4 Forschungsrelevanz und Aktualitätsbezug

In den vergangenen Jahren haben Entwicklungen in Polen, Russland, Ungarn und Österreich für Negativschlagzeilen und Rückschritte gesorgt. Dazu gehören unter anderem die Einrichtung von LGBTQIA+-freien Zonen in Polen (die teils mittlerweile wieder aufgehoben wurden), die Einstufung der LGBTQIA+-Community in Russland als extremistisch, ein Gesetz in Ungarn, das unter 18-Jährigen verbietet, sich über Homosexualität, Transsexualität und Geschlechtsumwandlungen zu informieren. In Niederösterreich besteht zudem teilweise ein Genderverbot. Schließlich ist auch der Versuch der FPÖ zu nennen, Dragqueen-Shows für Kinder zu verbieten (vgl. ILGA 2024:34f; 75f; 119f; 126-130).

Der österreichische LGBTQIA+-Gesundheitsbericht 2022 belegt eine Korrelation zwischen psychischer Gesundheit und Diskriminierungserfahrungen. Soziale Stressoren, die sich negativ auf die psychische Gesundheit auswirken, sind insbesondere durch Stigmatisierung und Marginalisierung bedingt. Zudem ist der Zugang zu Ressourcen in allen Lebensbereichen für queere Personen erschwert. 89% der befragten Personen gaben an in den letzten 2 Jahren in mindestens einem Lebensbereich (Wohnen, Gesundheit, Arbeit, Bildung, Dienstleistungen, Behörden und soziale Medien) Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben. Dabei schlossen 75% der Befragten darauf die Benachteiligung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und 61% aufgrund ihres Geschlechts/ ihrer Geschlechtsidentität erfahren zu haben (vgl. Gaiswinkler et. al. 2023:54-57).

LGBTQIA+ leiden im Vergleich zur österreichischen Gesamtbevölkerung häufiger unter Depressionen, Angstzuständen und Burnout. Laut einer Studie waren 50 Prozent der befragten queeren Personen in den letzten zwölf Monaten depressiv, während es in der Gesamtbevölkerung Österreichs nur acht Prozent sind. Auch bei Suizidabsichten und -versuchen gibt es deutliche Unterschiede. Selbstverletzungen, Suizidgedanken und

Suizidversuche treten bei queeren Menschen signifikant häufiger auf. Mehr als 50% der cis-queeren Befragten, 75% der intersexuellen, 83% der transsexuellen und 85% der nicht-binären Befragten haben schon einmal Suizidgedanken gehabt (vgl. ebd.:43- 50).

Die dargelegten Fakten verdeutlichen, dass queere Personen eine besonders heterogene und vulnerable Gruppe darstellen. Ihr Minderheitenstatus erschwert den Zugang zu Ressourcen und sie sind der ständigen Gefahr rechtlicher Verschlechterungen ausgesetzt (vgl. Czollek / Perko 2022:42). Daher kann es zu einer Überschneidung der Zielgruppen von Sozialer Arbeit und LGBTQIA+ Angehörigen kommen. Der Marker „LGBTQIA+/queer“ ist dabei kein direkter Indikator für einen Bedarf an Sozialarbeit, jedoch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit aufgrund von Stigmatisierung, Marginalisierung und Diskriminierung. Der Auftrag der Sozialen Arbeit besteht darin, Menschen zu unterstützen, die systematisch und strukturell benachteiligt werden, sowie ungerechte Praktiken aufzudecken und diesen entgegenzutreten (vgl. OBDS 2020). Die Ausbildung von zukünftigen Sozialarbeitenden sollte dabei den Ausgangspunkt darstellen, um Ausgrenzung und Diskriminierung im sozialarbeiterischen Handeln zu vermeiden.

5 Forschungsfrage

Aus den dargelegten Überlegungen und einer sinnvollen Eingrenzung des Themengebietes lassen sich folgende Fragestellungen ableiten:

Hauptforschungsfrage: „Welche spezifischen Kompetenzen benötigen zukünftige Absolvent:innen des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit, um queer-inklusive Sozialarbeit leisten zu können? – Am Beispiel der Fachhochschule St. Pölten“

Subforschungsfrage: „Inwiefern bietet das Studium Soziale Arbeit (BA) an der FH St. Pölten Studierenden die Möglichkeit queer-inklusive Kompetenzen zu erwerben?“

Subforschungsfrage: „Welche Erfahrungen haben die befragten Studierenden bereits im Berufsalltag mit queeren Nutzer:innen gesammelt?“

Subforschungsfrage: „Welche Kompetenzen sind für die Arbeit mit queeren Nutzer:innen hilfreich?“

Subforschungsfrage: „Welche Anforderungen haben Studierende an eine praxisrelevante Lehrveranstaltung zum Thema queer-inklusive Sozialarbeit?“

Abbildung 1: Haupt- und Subforschungsfragen

6 Vorannahmen

Im Sinne der Transparenz werden folgende Vorannahmen offenbart:



Abbildung 2: Vorannahmen

7 Forschungsdesign und Kontext

Da es sich um einen wenig erforschten Bereich handelt, eignet sich ein qualitativer methodischer Zugang. Dieser zeichnet sich vor allem durch seine offene Fragestellung aus und bleibt im Gegensatz zum quantitativen Studiendesign auch in der Komplexität der Wahrnehmung offen. Ein qualitativer Forschungsansatz ermöglicht es, neue Thesen und Einsichten zu gewinnen (vgl. Flick 2020:24f). Das Ziel dieser Untersuchung ist es, die Wahrnehmungen, Erfahrungswerte und Anregungen der Studierenden der Fachhochschule St. Pölten in Bezug auf die Themen Queer Theory und queer-inklusive Sozialarbeit festzuhalten, um darauf aufbauend ein queer-inklusives Ausbildungsformat an der Fachhochschule zu entwickeln.

7.1 Erhebungsmethode und Erhebungskontext

Als Erhebungsmethode wird die Gruppendiskussion, angelehnt an Lamnek (2005), verwendet. Die Methode eignet sich besonders gut zur Erhebung der Gruppenmeinung und zur Informationsermittlung (vgl. Lamnek 2005:70). Im Gegensatz zu einem narrativen Interview oder Leitfadeninterview lebt die Gruppendiskussion von der Meinung und den Argumenten der Teilnehmer:innen (vgl. Flick 2020:122).

Der Zugang zum Feld gestaltet sich durch die Forschungsfrage, welche sich um den Studierendenkontext der FH St. Pölten bezieht, relativ einfach. Die Gruppendiskussion wird im Online-Format durchgeführt. Die Gruppe der Teilnehmer:innen beschränkt sich auf zukünftige Absolvent:innen des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Pölten. Ein Großteil der Gruppe besteht aus berufsbegleitenden Studierenden, da ein Aspekt der Forschung sich auf Berufserfahrungen mit queeren Nutzer:innen bezieht. Es ist eine Gruppendiskussion mit 6-8 Personen geplant, da dies nach Lamnek die ideale Anzahl für eine Gruppendiskussion ist (vgl. 2005:109-111). Ein Vorteil davon, dass sich die beteiligten Personen bereits kennen, besteht darin, dass bestimmte Gesprächsregeln etabliert sind und Vertrauen aufgebaut wurde. Ein Nachteil, könnte sein, dass Informationen verloren gehen, weil antizipiert wird, dass die Gruppe Erzählungen bereits kennt oder Hemmungen bestehen, gewisse Informationen mit der Gruppe zu teilen.

Die verbindende Komponente der Teilnehmenden ist ihr gemeinsames Studium an der Fachhochschule sowie eine mehr oder weniger etablierte sozialarbeiterische Grundhaltung. Dies macht die Gruppe einerseits zu einer natürlichen Gruppe, da sie sich auch außerhalb dieser Zusammensetzung kennt und aufeinandertrifft. Andererseits ist die Gruppe vorwiegend homogen, da das Bildungsmerkmal für das Forschungsprojekt überwiegend relevant ist (vgl. Lamnek 2005:104ff). Die heterogenen Eigenschaften der Gruppe sind: Alter, Geschlecht, sozioökonomischer Status, ethische Zugehörigkeit, Religion und Weltanschauung und sexuelle Orientierung und der Wissensstand zur befragten Thematik.

Die Rolle der Moderation ist dadurch gekennzeichnet, die Diskussion zu lenken, indem sie neue Themenblöcke eröffnet, kritisch nachfragt und Inhalte zusammenfasst. Daher verzichtet diese auf subjektive Bewertungen und das Äußern von persönlicher Meinung, um die Gruppe nicht zu beeinflussen und die Forschung nicht zu verfälschen (vgl. Lamnek 2005:141-145). Zusätzlich wird ein Interview mit der Studiengangsleitung geführt, um deren Sichtweise und Ideen für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung zu erhalten. Im nächsten Kapitel wird die Auswertungsmethode der Gruppendiskussion beschrieben.

7.2 Auswertungsmethode

Die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz eignet sich in besonderem Maße für die Auswertung von Gruppendiskussionen. Ihr Ziel ist es, neue Erkenntnisse aus der Diskussion zu gewinnen und die Gruppenmeinung festzuhalten (vgl. Lamnek 2005:177f). In der ersten Phase der Auswertung erfolgt die Analyse der initiierten Textarbeit. Zunächst wird der Text in seiner Gesamtheit erschlossen und anschließend farblich markiert, wobei eine Korrespondenz zwischen den markierten Inhalten und Themen hergestellt wird. Parallel dazu werden Forschungsmemos erstellt, in denen Gedanken, die während des Markierens des Textes aufkommen, festgehalten werden (vgl. Kuckartz 2018:100f). Es wird abwechselnd induktiv und deduktiv kodiert, wobei der Fokus in der ersten Phase des Kodierens auf den Hauptkategorien liegt, welche in enger Relation zu den Forschungsfragen stehen (vgl. ebd.:97). Anschließend werden die gleichfarbigen Markierungen inhaltlich paraphrasiert und tabellarisch zu den jeweiligen Kategorien zusammengefasst. Dabei können sich weitere Subkategorien ergeben (vgl. ebd.:102-111). Im letzten Schritt werden die Zusammenhänge in den Haupt- und Subkategorien analysiert und der Bezug zu den Forschungsfragen hergestellt (vgl. ebd.:118ff). Im folgenden Kapitel werden die Forschungsergebnisse dargestellt, analysiert und in Bezug zur Literatur gestellt.

8 Forschungsergebnisse

Die aus den Erkenntnissen der Gruppendiskussionen gebildeten Kategorien werden als Unterkapitel der Forschungsergebnisse dargestellt. Die Ergebnisse werden mit Literatur verglichen, ergänzt und verknüpft. Zu Beginn werden die Berufserfahrungen der Studierenden mit queeren Nutzer:innen exemplarisch geschildert. Der Umgang mit queeren Nutzer:innen im professionellen Setting lässt Rückschlüsse auf den Wissens- und Fähigkeitserwerb im Studium zu. Nachfolgend wurden die Studierenden zu erworbenem Wissen und Fähigkeiten in Bezug auf queer-inklusive Kompetenzen im Studienkontext befragt. Abschließend werden die Ergebnisse der Studierenden zu Ideen und Anregungen für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung dargestellt. Im folgenden Kapitel wird zunächst der Rahmen der Gruppendiskussion erläutert.

8.1 Die Gruppendiskussion/Interview

Die Teilnehmenden repräsentierten folgende Handlungsfelder der Sozialen Arbeit: Kinder, Jugendliche, Familie, Alte Menschen, Materielle Grundsicherung, Gesundheit, Beruf und Bildung sowie Migration und Integration. Die Motivation der Teilnehmenden reichte von dem Bedürfnis, sich über das Thema auszutauschen, bis hin zu Unsicherheiten im Umgang mit queeren Nutzer:innen in der Praxis. Das Vorwissen der Studierenden zu diesem Thema war sehr heterogen. Während zwei Personen bereits Vorstudien zu diesem Thema absolviert hatten, hatten andere noch wenig Berührungspunkte. Alle Teilnehmenden hatten bereits Berufserfahrung mit queeren Nutzer:innen, teilweise in der aktuellen oder ehemaligen Tätigkeit, teilweise durch Praktika. Zwei Personen bezeichneten sich selbst als Teil der Queer-Community. Um die Anonymität der Teilnehmenden zu wahren und eine queer-pluralistische Haltung zu vertreten, werden diese in einer genderneutralen Form dargestellt. Dadurch wird vermieden, dass Geschlechtsidentitäten der Teilnehmenden nachvollzogen werden können. Das Interview mit der Leitung des Bachelorstudienganges Soziale Arbeit hat spontan auf der Projektvernissage am 16.01.2024 stattgefunden und hat ca. 20 Minuten gedauert.

8.2 Berufserfahrung mit queeren Nutzer:innen

Die diversen Schilderungen der Studierenden im Umgang mit queeren Nutzer:innen lassen (latent) auf erworbene queer-inklusive Fähigkeiten und ihre Anwendung in der Praxis schließen. Der beschriebene Umgang mit den Adressat:innen offenbart wesentliche Faktoren wie Sprache, Beziehung, Herausforderungen und Unsicherheiten, Intersektionalität, Inklusion/Exklusion, Handlungsstrategien und das Eingehen auf spezifische Bedürfnisse queerer Nutzer:innen.

8.2.1 Inklusion/Exklusion

Soziale Arbeit zielt darauf ab, Menschen, die von verschiedenen Funktionssystemen der Gesellschaft (z.B. Wirtschaft/Recht/Politik, etc.) exkludiert sind (oder davon bedroht sind) und keinen oder einen erschwerten Zugang zu Ressourcen haben, wieder zu inkludieren (vgl. Baecker 2005:1870-1875). Wie Inklusion geschaffen werden kann, wurde in der Gruppendiskussion von den Teilnehmenden diskutiert und lässt sich im Anschluss auch mit Literatur verknüpfen.

Aus dem Handlungsfeld Gesundheit wird von Diskriminierungserfahrungen und einem erschwerten Zugang zu medizinischen Dienstleistungen berichtet:

„[...] eine andere Erfahrung war im AKH. Ich habe da in der Triage gearbeitet zu Corona-Zeiten, ich habe wirklich gerade den Besucherstrom geleitet, also wirklich so ein Studentenjob, und es gibt im AKH eine eigene Ambulanz für Trans-Personen und da finde ich extrem spannend, wie mein Umfeld reagiert hat, also es waren wirklich einige meiner Kollegen und Kolleginnen extrem überfordert, wenn eine Transperson kam. Und es hat sich dann irgendwie schnell mal

rumgesprochen, dass ich damit ‚kein Problem‘ hab und unter Anführungszeichen beziehungsweise ich es einfach wichtig find die Personen gleich zu behandeln wie andere und dann hieß es [...], wenn eine Transperson kam ‚Wo ist_____? Mach, du das schnell, weil du kannst mit denen reden‘. Und das war auch so wahnsinnig krass von oben herab, wo ich mir denke, es muss so unangenehm für die Personen gewesen sein, die eh schon oft, und das weiß ich nur von Bekannten, es echt eine Herausforderung ist zu sagen, auf welche Ambulanz sie müssen. Vor allem bei den Personen, denen es jetzt optisch vielleicht nicht ansehbar ist [...] du halt sehr offenlegen musst, wo du hinmusst. Und das war fast spürbar, wie herausfordernd das für manche war“ (TGD: Z.442-457).

Diese Erkenntnis wird durch den LGBTQIA+-Gesundheitsbericht bestätigt, in dem dargelegt wird, dass Trans-Personen aufgrund von Diskriminierungserfahrungen dringend notwendige Behandlungen unterlassen und sich somit in Gefahr bringen (vgl. LGBTQ-Gesundheitsbericht 2022:72f). Sozialarbeiter:innen im Gesundheitsbereich könnten diesem Risiko entgegenwirken, wenn sie die notwendige Ausbildung erhalten und sensibilisiert werden.

In diesem Zusammenhang wird eine Hypothese aus der offenen Kinder- und Jugendarbeit aufgegriffen. Es wurde berichtet, dass kaum queere Jugendliche Jugendzentren besuchen. Es wird vermutet, dass Jugendliche, die sich als queer bezeichnen, Jugendzentren meiden, da der Großteil der Nutzer:innen eine negative Haltung gegenüber queeren Personen hat. Somit wollen die queeren Jugendlichen vermeiden, Opfer von verbalen oder körperlichen Attacken zu werden (vgl. TGD: Z.127-135). Die Hypothese erscheint plausibel, da im Jahr 2024 das erste queere Jugendzentrum in Österreich eröffnet. Diese Gründung basiert auf einer Bedarfsanalyse aus dem Jahr 2022, welche ergab, dass queere Jugendliche eine eigene Jugendeinrichtung benötigen, da ihre Bedürfnisse in herkömmlichen Jugendeinrichtungen nicht ausreichend berücksichtigt werden (vgl. Schönflug et. al. 2022).

Die Praxis zeigt, dass momentan die Errichtung diverser Safe Spaces, wie dem queeren Jugendzentrum, notwendig ist. Die Studierenden kritisieren, dass geschaffene Inklusion und Sicherheit durch Exklusion (also der Errichtung von Safe Spaces, welche von der Normgesellschaft abgeschottet sind) nicht der richtige Ansatz ist und neue Problemlösungsansätze erforderlich sind.

Ein:e Teilnehmer:in hat darauf Bezug genommen und von einer Studienreise nach Berlin berichtet, bei der eine Exkursion in ein Altersheim für homosexuelle Frauen stattgefunden hat. Der:die Teilnehmer:in hat sich gefragt, warum eine solche Einrichtung eigentlich benötigt wird und wurde dann (von Mitarbeiter:innen der Einrichtung) aufgeklärt. Die Einrichtung wurde gegründet, da homosexuelle Frauen in herkömmlichen Altersheimen Diskriminierungen ausgesetzt sind und einen geschützten Ort benötigen, insbesondere im Hinblick auf die Einstellung der älteren Generation (vgl. TGD: Z.392–399). Die studierende Person zeigt sich kritisch und überlegt weiter:

„[...] weil es da gerade noch um sichere Räume ging [...] sehe ich es auch kritisch, weil es da auch einfach um Exklusion geht. Also wenn man sich einfach selbst exkludiert aus der Gesellschaft, um sich zu schützen, ist das eigentlich der falsche Weg“ (TGD: Z.387-390).

Auch andere Teilnehmer:innen meinen, dass sichere Räume für LGBTQIA+-Angehörige in unterschiedlichen Kontexten und Handlungsfeldern, wie bspw. der Wohnungslosenhilfe notwendig sind, hinterfragen aber ebenso den Zugang (vgl. ebd.: Z.265-270).

Im Folgenden wird in der Diskussion erörtert, dass Sicherheit auf zwei Arten gewährleistet werden kann. Einerseits exklusiv durch die Schaffung von sicheren Räumen und Orten, andererseits inklusiv durch Aufklärung und Bildung der Gesellschaft sowie durch das Normalisieren vielfältiger Geschlechtsidentitäten, alternativer Beziehungskonzepte und antinormativer sexueller Orientierung (vgl. ebd.: Z.390-403).

8.2.2 Heteronormativität und Binarität

Auch in Einrichtungen Sozialer Arbeit sind binäres Denken und Heteronormativität verankert. Dies lässt sich anhand folgender Beispiele aus der Gruppendiskussion belegen:

„Und wenn ich aber an meine Arbeit denke, also in welche Rolle wir unsere Klient:innen zwingen, indem wir sie bei jeder Urlaubsaktionen in Zimmer aufteilen, mit Männern und Frauen - also geteilt. [Oder] indem man Klient:innen fragt ‚Wie heißt deine Mama? Die heißt dein Papa?‘ und man geht davon aus, dass alles zweigeschlechtlich, alles heterokonform passiert“ (TGD: Z.1019-1022).

Eine weitere Schilderung zeigt binäres und diskriminierendes Verhalten in einem Frauenhaus:

„Mein Berufsfeld ist da sehr binär unterwegs und das ist ein sehr viel diskutiertes Thema in den letzten Monaten gewesen innerhalb der Frauenhäuser, weil die Frage war, was wird mit einer Transfrau, die von Gewalt betroffen ist, gemacht, unter Anführungszeichen. ‚Wo kann sie hin?‘ Und da gibt es sehr viele, die einer solchen Person verbieten würden, in ein Frauenhaus zu kommen, weil es an einem ‚vorhandenen Penis‘ quasi festgemacht werden würde. Dass diese Person da eine Gefahr für die anderen Frauen darstellt. Und was mir jetzt gerade einfällt. Also da wird einfach von extrem binären Systemen ausgegangen. Es gibt Männer und es gibt Frauen und Frau bedeutet: ‚Du hast eine Vagina und dann kannst du ins Frauenhaus‘ [...] Und das findet sich allein bei in den Mitarbeitenden [wieder]. [Es gibt] ganz wenige Frauenhäuser, die auch Männer anstellen“ (ebd.: Z.1087-1099).

Die Unterbringung von Trans-Personen wurde in der Gruppendiskussion wiederholt thematisiert. Dabei wurde ersichtlich, dass in diesem Kontext noch immer eine beträchtliche Diskriminierung durch sozialarbeiterische Einrichtungen stattfindet. Auch bei der Wahl von Mitarbeiter:innen wird Diskriminierung und Binarität reproduziert, was dazu führt, dass Frauen* und Kindern im Frauenhaus die Möglichkeit genommen wird, positive Erfahrungen mit männlich gelesenen Mitarbeitern zu machen.

8.2.3 Intersektionalität

Wie bereits im Problemaufriss dargelegt, ist das Wissen um Intersektionalität von entscheidender Bedeutung für das Verständnis von Diskriminierungsmechanismen. Aus den Handlungsfeldern „Materielle Grundsicherung/Migration und Integration“ wird die Arbeit mit queeren und geflüchteten Personen dargestellt. Dabei wird ersichtlich, dass sich die Handlungsfelder überschneiden, da es um die Wohnraumbeschaffung von Personen mit Fluchterfahrung geht. In einer Einrichtung der Grundsicherung besteht eine Kooperation mit Queer Base, einer Beratungsstelle für queere, geflüchtete Personen. Dadurch entstand ein regelmäßiger Kontakt zu queeren Nutzer:innen (vgl. TGD: Z.476–482). Der Umgang im Team wird wie folgt beschrieben:

„[...] es wurde am Anfang überhaupt nicht thematisiert, es war einfach nur so im Team, ‚da sind Queerbase-Klientinnen‘ und jetzt im Nachhinein betrachtet, denke ich mir auch so warum haben wir sie überhaupt so ‚Queerbase-Klient:innen‘ genannt und nicht einfach gleich unsere Klient:innen? Also wieder diese extra Zielgruppe, obwohl das eigentlich unsere Zielgruppe ist [...]“ (ebd.: Z.483-487).

Es lässt sich erkennen, dass queere, geflüchtete Nutzer:innen erneut einem Prozess des „Othering“ (vgl. u. a. Said 1978; Spivak 1988) unterzogen werden und zu einer nochmals gesonderten Gruppe gemacht werden. Diese Vorgehensweise wurde einer kritischen Betrachtung unterzogen und gleichzeitig darauf verwiesen, dass in bestimmten Aspekten eine Berücksichtigung weiterer Diskriminierungskategorien, wie in diesem Beispiel „queer“, erforderlich ist. Bei der Wohnraumbeschaffung wird darauf geachtet, dass queere Nutzer:innen mit Bekannten, Freunden oder anderen queeren Nutzer:innen untergebracht werden. Es wurde von vielen Fällen von Diskriminierung, verbalen und körperlichen Attacken gegen queere Nutzer:innen in diesem Setting berichtet (vgl. TGD: Z.487–494). Im vorliegenden Kontext ist eine Differenzierung zwischen dem Othering-Prozess, der für queere Nutzer:innen mit Schaden und Ausgrenzung verbunden ist, und einer professionellen Sensibilisierung, welche diese vor Diskriminierung schützen soll, erforderlich.

Es wurde berichtet, dass einige Nutzer:innen ihre Queerness offen nach außen tragen, während andere aus Angst vor weiterer Diskriminierung ihre Queerness verstecken. Dabei wurde erläutert, dass die Diskriminierung aus zwei unterschiedlichen Lagern erfolgt. Einerseits erfolgt die Diskriminierung von Personen aus demselben Herkunftsland, aufgrund von politischer und sozialer Verfolgung und Stigmatisierung. Andererseits passiert die Diskriminierung auch in österreichischen Behörden und Institutionen wie, bspw. dem Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl. Im Rahmen der dort durchgeführten Verfahren muss die Queerness der Personen mit Fluchterfahrung nachgewiesen werden. Dazu werden die Betroffenen mit sehr intimen und persönlichen Fragen konfrontiert. Der Umgang mit queeren Personen ist oftmals sehr unsensibel und diskriminierend. Dazu kommt, dass in den meisten Fällen Dolmetscher:innen aus dem eigenen Herkunftsland anwesend sind, die queere Personen häufig ablehnen (vgl. ebd.: Z.494-509). Dazu wurde auf Folgendes aufmerksam gemacht:

„Ich finde bei geflüchteten Menschen passiert diese Diskriminierung nicht nur aufgrund der Fluchterfahrung, sondern es ist diese intersektionelle Diskriminierung, also aufgrund der Fluchterfahrung plus aufgrund der sexuellen Orientierung. Es sind so viele Sachen, die dann zusammenkommen und die dann einfach der*die* Klient:in oder die Person davor abhalten, es gar nicht mehr zu thematisieren, obwohl es so wichtig ist“ (ebd.: Z.509-513).

Die verwobene und komplexe Mehrfachbelastung durch intersektionale Diskriminierung wird hier direkt thematisiert. Diese kann dazu führen, dass Teile einer Identität unterdrückt oder im Verborgenen bleiben. Die kumulierenden Ausgrenzungserfahrungen können dann wiederum weitere gesundheitliche Probleme wie psychische Erkrankungen hervorrufen (vgl. Gaiswinkler et. al. 2023:54-57). In diesem Zusammenhang reflektiert die:der Teilnehmer:in über potenzielle Maßnahmen zur Reduzierung von Mehrfachdiskriminierung. Dabei werden insbesondere die Aufklärungsarbeit von queeren Nutzer:innen über ihre Rechte in Österreich, die Sensibilisierung von Behörden, Einrichtungen und Personal sowie die Sensibilisierung auf gesamtgesellschaftlicher Ebene genannt. Letztere entspricht dem politischen Mandat der Sozialen Arbeit (vgl. TGD: Z.516-528).

Aus dem Handlungsfeld „Gesundheit“ wird Folgendes geschildert:

„Zum einen habe ich jetzt in der in der Einrichtung, in der Tagesstruktur jemanden. Eine Person mit Trisomie 21., die sag ich mal weiblich gelesen wird. Ja, die sich jetzt aber auf so einen Prozess der Identitätssuche gemacht hat [und] jetzt auch mit einem anderen Namen angesprochen werden möchte. Also der Name (kann) sozusagen nicht eindeutig weiblich oder männlich gelesen werden [...] Von den Pronomen her ist es aber OK für <sie>, wenn <sie>, als <sie> angesprochen wird“ (ebd.: Z.278-283).

Es wird erklärt warum die Behinderung der Klient:in hervorgehoben wurde:

„[...] weil und das merke ich auch bei den anderen Leuten, wie die Leute auf sie reagieren, sie hat schon einen spezifischen Marker, nämlich sozusagen ihre Behinderung, und manchmal hat man fast ein bisschen den Eindruck, ‚Na, du hast ja schon was Spezielles - jetzt hast du noch was Spezielles‘, so als würde es da quasi einen Deckel geben für so spezifische Marker, die man haben kann. Und, dass das manchen Leuten bei uns in der Einrichtung sehr schwierig fällt, irgendwie sie da einfach vielleicht sein zu lassen - ist ja wurscht“ (ebd.: Z.285-291).

Auch hier wird von Konflikten mit anderen Nutzer:innen und negativen Einstellungen von Teilen des Personals berichtet. Was der:die Kommiliton:in beschreibt, nennt Crenshaw auch Intersektionalität – also die Verwobenheit von mehreren Diskriminierungsfaktoren, wie im Literaturteil bereits erläutert wurde. Anstatt die Individualität und Entfaltung von Klient:innen zu unterstützen, wird kritisiert, dass Klient:innen, die bereits einer stigmatisierten Gruppe angehören, sich „scheinbar freiwillig“ weitere „Marker of Difference“ „aufbürden“.

8.2.4 Beziehung und Sprache

Die Subkategorien Beziehung und Sprache wurden zu einer Kategorie zusammengefasst, weil Kommunikation und Beziehungsarbeit die Hauptwerkzeuge von Sozialarbeiter:innen sind und sich nur schwer voneinander trennen lassen. Beziehung wird über Sprache aufgebaut. Die Aussage: „[...] eine gut gewählte Sprache macht extrem viel aus, um auch in eine Beziehung gehen zu können“ (TGD: Z.808-809) bestätigt dies.

Aus dem Handlungsfeld „Bildung und Beruf“ wird der Umgang mit geschlechtergerechter Sprache beschrieben:

„Die Person wollte männlich bezeichnet werden, aber war teilweise auch sehr weiblich angezogen. Wenn man so mit ‚klassischen‘ Bildern spricht, also [...] <Sie> hat <er> oder <sie>, <er> war sich, <sie> war sich auch nicht mehr ganz sicher, aber beim Vorstellen wollte er mit <er> bezeichnet werden [...] Und dann kam <er> zu einem Training. Da war <er> dann halt geschminkt und hat eine Hose angehabt und drüber einen Rock und so und so haben wir das Gefühl gehabt <er> probiert sich halt aus“ (ebd.: Z.141-148).

Als herausfordernd wurde anfangs das richtige Gendern beschrieben, welches mit dem Beziehungsaufbau aber immer selbstverständlicher wurde. Auch im Team wurde der Wunsch des Nutzers, die Pronomen <er/ihr> zu verwenden, angenommen. Das Team hat sich auch in Teamsitzungen gegenseitig korrigiert, wenn falsch gegendert wurde (vgl. ebd.: Z.175-192). Als hilfreich für den Beziehungsaufbau wurde Folgendes beschrieben: „Das Ernstnehmen glaube ich und nicht so abtun und [...] auch diese Entscheidung mal respektieren also und Verständnis zeigen“ (ebd.: Z.196-197). Darüber hinaus wurden die internen Strukturen dieser Einrichtung für Nutzer:innen und Mitarbeiter:innen angepasst, so dass bei der Angabe des Geschlechts auch vermerkt werden kann, wie die Person angesprochen werden möchte oder sich selbst sieht, und dass Mitarbeiter:innen in ihrer E-Mail-Signatur auch ihre Pronomen hinzufügen können (vgl. ebd.: Z.1105-1116).

Eine andere Schilderung war im Kontext einer Wohngemeinschaft mit einer Jugendlichen, welche sich als homosexuell outete. Der:die Teilnehmer:in berichtet von einer erfolgreichen Beziehungsarbeit durch das Signalisieren von Offenheit und Interesse sowie der Normalisierung von gleichgeschlechtlichen Beziehungen durch eine bewusst gewählte Sprache:

„Wenn also sie sagt sie lebt in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung sag ich ‚ah cool, erzähl mal davon‘ und nicht so ‚Ah wow, wirklich hätte ich mir nie gedacht‘, ich glaub das war schon wichtig und ich habe schon gemerkt, dass die Beziehung nach und nach immer besser geworden ist“ (ebd.: Z.252-255).

In den Fallbeispielen zeigt sich, dass das Verwenden von inklusiver Sprache, sowie das Signalisieren von Offenheit als Schlüssel zu einem erfolgreichen Beziehungsaufbau beitragen können.

8.2.5 Handlungsstrategien

Die angewandten Handlungsstrategien der Studierenden im Umgang mit queeren Nutzer:innen können Hinweise auf hinderliche oder förderliche Interventionen und Handlungsweisen liefern. Diese Informationen werden genutzt, um praktisches Wissen/Erfahrungen für zukünftige Studierende im queer-inklusiven Konzept zu verankern.

Die Fallgeschichte aus dem Jugendcoaching gibt Aufschluss auf eine mögliche Handlungsstrategie. Auf die Nachfrage der Moderation, inwieweit eine Zugehörigkeit zur Queer-Community für die Tätigkeit relevant ist, wurde die Befürchtung argumentiert, dass es im Gruppensetting eventuell zu Konflikten mit anderen Nutzer:innen kommen könnte. Daher wurde dies Teamintern und in der Supervision besprochen. Es wurde sich auf die Handlungsstrategie geeinigt, dass das Thema nicht zu groß gemacht werden soll, weil: „[...] ,wenn man das zu sehr thematisiert und ins Rampenlicht stellt, das suggeriert ja auch ein bisschen was von was, was nicht ‚normal‘ ist, in Anführungszeichen [...]“ (TGD: Z.200-201). Es wurde erklärt, dass der Fokus nicht auf Zuschreibungen von außen, sondern auf die Person an sich und den Grund, warum sie hier ist, gelegt werden soll – nämlich Arbeit oder eine Ausbildung zu finden. In der Gruppe wurde dann die Haltung vorgelebt, dass hier alle zur Gruppe gehören, die ein gemeinsames Ziel verfolgen (vgl. ebd.: Z.164-172). Es hat sich auch herausgestellt, dass es zu keinen Konflikten mit den anderen Nutzer:innen gekommen ist und der Teilnehmer akzeptiert wurde (vgl. ebd.: Z.158-159). Ob das der Erfolg der Handlungsstrategie war, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Eine andere Handlungsstrategie wurde im Handlungsfeld „Alte Menschen“ angewandt. Es wurden bewusst Räume und Möglichkeiten bei Gruppenaktivitäten geöffnet, um Platz für neue Sichtweisen und Erzählräume - auch für queere Pensionist:innen zu ermöglichen (vgl. ebd.: Z.333-340). Diese Strategie wurde angewandt, weil insbesondere bei alten Menschen Queerness oft im Verborgenen bleibt:

„[...] ich habe [ein] Praktikum gemacht im ‚Alten Bereich‘ im Tageszentrum. Da gibt es ja auch wieder so spezifische Marker. Die Leute sind eh schon über 80, sie haben vielleicht einen Kleidungsstil, der aus der Zeit gefallen ist, sind Mobilitätseingeschränkt ja, und dann sind das diese ‚Omas‘ - aber Omas haben ja auch ein ganzes Leben hinter sich und manche haben halt ein total traditionelles Leben geführt und manche sind auch aus der Zeit gefallen und haben damals schon ein [antinormatives; d. Verf.] Leben geführt und bringen da quasi ihre eigene Biografie mit. Das wird dann auch irgendwie alles gleich gemacht, weil das sind jetzt eh diese ‚Omas‘ [...] sind [...] total ‚entsexualisierte Personen‘, so von der von der Lesung von außen“ (ebd.: Z.316-323).

Damit Queerness nicht im Verborgenen bleibt, ist es wesentlich die beschriebenen Faktoren mitzudenken, aufmerksam zu bleiben und Möglichkeiten und Räume zu eröffnen.

Die Queerness von Nutzer:innen nur dann zu thematisieren, wenn die Nutzer:innen es selbst zum Thema machen, war eine weitere Handlungsstrategie (vgl. ebd.: Z.354-358). Diese Strategie kann zu einem Normalisierungsprozess beitragen, indem die sexuelle Orientierung

oder Geschlechtsidentität, etc. nicht ständig anderen erklärt werden muss, sondern die Personen so akzeptiert werden, wie sie sind. Es könnte aber auch dazu führen, dass Queerness im Verborgenen bleibt, aber für eine adäquate Betreuung relevant ist (wie bspw. bei der Unterbringung von queeren Personen mit Fluchterfahrung). Nutzer:innen könnten aus Angst vor weiterer Diskriminierung und/oder einer unreflektierten/abweisenden Haltung von Sozialarbeiter:innen Teile ihrer Identität verschweigen. Dass Abweichungen jeglicher Art immer auch Sanktionen nach sich ziehen und einen erschwerten Zugang zu Ressourcen bedeuten können, muss von Sozialarbeiter:innen immer mitbedacht werden. Die bloße Normalisierung von Queerness kann Irritationen bei den Nutzer:innen auslösen, da trotz der anerkennenden und akzeptierenden Haltung der Sozialarbeiter:innen Marginalisierung und Stigmatisierung in der Gesellschaft erfahren werden können (vgl. Nagy 2016:67). Auch die Soziale Arbeit und ihre Institutionen sind nicht davor gefeit, Heteronormativität und binäres Geschlechterdenken selbst zu reproduzieren (vgl. ebd.:57). Daher ist es wichtig, als Sozialarbeiter:in eine Handlungsstrategie zu entwickeln, welche Offenheit signalisiert und Gesprächsangebote setzt, ohne aufdringlich zu sein. Ein:e Teilnehmer:in hat dies wie folgt beschrieben:

„[...] Ich hab ein Erstgespräch oder eine Kontaktaufnahme [...] oder ich bekomme einen biographischen ‚Hint‘ von jemanden mit dem ich zusammenarbeite [...] Da kann ich es mal einfließen lassen und schauen, ob da was kommt, ob vielleicht sogar die Person das cool findet, dass da von mir ein Angebot in die Richtung kommt, weil ich damit eine Offenheit signalisiere“ (TGD: Z.980-988).

Andere Erzählungen handeln von Jungen im Volksschulalter in Wohngemeinschaften, die sich die Fingernägel lackierten, lange Haare hatten oder Ballettschuhe tragen wollten und damit bei ihren Vätern (bei Besuchen der Herkunftsfamilie) auf Widerstand stießen, da diese Attribute häufig weiblich gelesen werden und dem vorherrschenden Männlichkeitsbild widersprechen (vgl. ebd.: Z.217ff; Z.411-425; Z.433-440). Die Kinder wurden entweder als „schwul“ beschimpft, der Nagellack entfernt oder die Haare kurz geschnitten (vgl. ebd.: Z.341f). Die involvierten Studierenden reagierten ähnlich:

„[...] sagen wir halt immer, dass bei uns ein Raum ist, wo er machen kann, was er braucht. Sich anziehen, wie er möchte und das ist zu akzeptieren und dass, das irrelevant ist, ob das jetzt lange Haare sind oder Nagellack, wenn es ihm Freunde bereitet, dann soll er das haben“ (ebd.: Z.226-229).

Oder auch:

„[...] ‚Du kannst uns schminken, wir schminken dich‘ [...] und einfach auf den Weg zu unterstützen und keine stereotypischen Rollenbilder zu vermitteln oder eben das Konstrukt Geschlecht als etwas Gegebenes aufrechtzuerhalten, vor allem auch in dem binären System“ (ebd.: Z.245-248).

Die Kinder wurden empowert und es wurde ihnen ein sicherer Raum geboten. Außerdem wurde bewusst versucht keine stereotypischen Rollenbilder von Geschlechtern vorzuleben

(vgl. ebd.: Z.431ff). Die Studierenden haben sich in weiterer Folge kritisch mit dem binären System auseinandergesetzt (vgl. ebd.: Z.244-248). Die Handlungsstrategie „Undoing Gender“ hat die Funktion bestehende stereotypische Rollenbilder zu dekonstruieren und: „Adressat_innen der Sozialen Arbeit [...] durch das Vorleben vielfältiger, variierender Genderrollen in ihrer je verschiedenen Art und Weise Genderrollen zu leben, [zu] bestärk[en]“ (Perko / Czollek 2022:23).

8.2.6 Herausforderungen und Unsicherheiten

Genannte Herausforderungen und Unsicherheiten geben Aufschluss über fehlendes Wissen und Kompetenzen im Umgang mit queeren Adressat:innen. Diese Erkenntnisse können dann im Umkehrschluss in das Konzept eingebracht werden. Es wurde mehrfach die Befürchtung geäußert, dass es zu Konflikten zwischen queeren Klient:innen und anderen Nutzer:innen kommen könnte (vgl. TGD: Z.152-155; Z.36-41; Z.284-290). Genannt wurde auch die Herausforderung, die sich ergibt, wenn queere Nutzer:innen ihre Pronomen, Namen oder Identität ändern und diese Themen in einer Gruppe besprochen werden müssen. Dabei ist es wichtig, dass dies in einfacher Sprache erfolgt und den Bedürfnissen der queeren Adressat:innen entspricht (vgl. ebd.: Z.300-307).

Die korrekte Ansprache von queeren Nutzer:innen sowie ausreichende Kenntnisse über queere Begriffe und Definitionen wurden mehrmals als herausfordernd beschrieben (vgl. ebd.: Z.175; Z.141-144; Z.800-804). Hinderlich ist auch, dass alternative Pronomen im Deutschen noch nicht so etabliert sind (vgl. ebd.: Z.295-300). Konzepte wie Binarität und Heteronormativität zu verstehen sind essentiell um adäquat mit queeren Adressat:innen umgehen zu können, diese wurden aber nicht im Studium nicht ausreichend vermittelt (vgl. ebd.: Z.1015-1018).

Der Umgang im Team (vgl. ebd.: Z.442-447) oder auch mit Herkunftssystemen (vgl. ebd.: Z.215-219) kann zu weiteren Herausforderungen und Barrieren führen, wenn die Queerness von Nutzer:innen nicht akzeptiert wird. Es wurden auch Bedenken geäußert, dass das Ansprechen des Themas „Trigger“ bei Nutzer:innen auslösen könnte. Dies könnte schlechte Erinnerungen oder Traumata hervorrufen, die therapeutisch bearbeitet werden müssen. Oft fehlen dafür jedoch die notwendigen Ressourcen (vgl. ebd.: Z.360-364).

Wenn Menschen aufgrund von mehreren Diskriminierungsmerkmalen benachteiligt werden, bedarf es besonderer Aufmerksamkeit, da viele Faktoren zusammenkommen und berücksichtigt werden müssen (vgl. ebd.: Z.507-511). Zudem wurde auch die Herausforderung angesprochen, dass queere und feministische Theorien sich stetig weiterentwickeln, und es herausfordernd ist am aktuellen Stand zu bleiben (vgl. ebd.: Z.618-623).

8.2.7 Spezifische Bedürfnisse queerer Nutzer:innen

Um ein queer-inklusives Lehrveranstaltungskonzept zu erstellen, ist die Ermittlung der spezifischen Bedürfnisse queerer Adressat:innen notwendig. Die Ermittlung der Bedürfnisse erfolgte aus der Perspektive der Studierenden. Dabei wurde erörtert: „[...] einfach sein zu können und sich nicht permanent selbst erklären zu müssen“ (TGD: Z.307-309), sowie ernst genommen zu werden, das Thema nicht zu tabuisieren, Entscheidungen wie die Änderung von Pronomen, Namen und Geschlechtsidentität zu respektieren und Verständnis zu zeigen (vgl. ebd.: Z.194-196). Weitere Faktoren sind: „[...] ein sicherer, offener Raum, wo nicht das binäre System so gelebt wird, wie es in unserer Normgesellschaft gelebt wird und das einfach eine inklusive Sprache gesprochen wird“ (ebd.: Z.262-264). Außerdem wird das Bedürfnis von Gleichbehandlung hervorgehoben und: „[...] nicht als etwas ‚Anderes oder Fremdes oder Abnormes‘ behandelt zu werden“ (ebd.: Z.471).

Der Abschnitt „Berufserfahrung mit queeren Nutzer:innen“, zeigt auf, welche Kompetenzen die Studierenden bereits erworben haben und in der Praxis anwenden. Ebenso wird deutlich, wo noch Unsicherheiten und Herausforderungen für die Studierenden in Bezug auf queer-inklusives Arbeiten bestehen. Diese Erkenntnisse werden im Forschungsprojekt berücksichtigt und fließen in das Konzept ein.

8.3 Ermittlung queer-inklusiver Kompetenzen im Studienkontext

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit Studieninhalten hinsichtlich queer-inklusiver Kompetenzen und untersucht dabei folgende Kategorien: Queer-inklusive Themen und Selbstreflexion im Studium, informelles Lernen und die Fachhochschule St. Pölten als Institution. Dabei werden die Erkenntnisse sowohl manifest, durch explizites Fragen, als auch latent durch die Vermittlung von Haltung und Sprache der Lehrenden gewonnen.

8.3.1 Queer-inklusive Themen und Selbstreflexion im Studium

In diesem Unterkapitel wird untersucht, inwiefern das Studium einen Rahmen für die Auseinandersetzung mit sich selbst, mit Privilegien, Benachteiligungen, sexueller Orientierung, Geschlechtsidentität, nicht-normativen Beziehungs- und Familienkonzepten geboten hat.

Im Hinblick auf Reflexionsprozesse über Identität und Privilegien hat ein:e Teilnehmer:in folgendes angegeben: „Und also meine Pronomen sind <she/her> und eben ich bin auch <CIS>, das heißt, das ist schon ein sehr großes Privilegium und das ist mir sehr bewusst.“ (TGD: Z.548-550). Die befragte Person gab an, sich vor allem außerhalb des Studiums intensiv mit den genannten Themen auseinandergesetzt zu haben (vgl. ebd.: Z.901-907) Ein:e andere:r Teilnehmer:in gab an: „[...] generell mit Identitäten oder Sonstiges, finde ich, haben wir uns viel zu wenig auseinandergesetzt und es liegt halt dann auch immer an der Person

selbst, wieviel lese ich noch und auch [...] wie viel Zeit und Raum haben wir dann noch uns damit auseinanderzusetzen“ (ebd.: Z.561-564).

Im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit Beziehungs- und Familienkonzepten wurde festgestellt, dass alles sehr heteronormativ und binär ausgerichtet war und, dass zwar das Konzept von Familie behandelt wurde und:

„[...] für manche schon ein Umdenken innerhalb von heterogeschlechtlichen Beziehungen, so von wegen ‚OK, wow, ich lebe auch in einer sehr rollenbehafteten Beziehung‘ [angeregt wurde, aber; d. Verf.] es unfassbar schön gewesen [wäre; d. Verf.], auch gleichgeschlechtliche Beziehungen reinzubringen, weil da noch mal andere Herausforderungen mitkommen können“ (ebd.: Z.1044-1049).

Kritisiert wurde, dass in der Lehrveranstaltung "Dokumentation und Reflexion eigener professioneller Entwicklung", die sich über alle sechs Semester erstreckt in manchen Gruppen kaum Reflexionsräume zu diesen Themen eröffnet wurden (vgl. ebd.: Z.713-716) und das generell wenig über Abweichungen in Bezug auf Liebe, Sexualität und Geschlecht gelehrt wurde. Eine Ausnahme wurde in der Gruppendiskussion immer wieder hervorgehoben:

“Also wir hatten eben einmal in DIVI [Diversität und Internationalisierung; d. Verf.] einen sehr tollen Vortrag wo, so es um Transidentität ging und eine Erfahrung von einer Person hören dürfen, was ich wahnsinnig toll finde. Das ist der einzige Punkt, wo ich dann sag, ich setz mich im Nachhinein mit mir auseinander oder generell mit Identitäten oder Sonstiges“ (ebd.: Z.558-562).

Diesbezüglich wurde ergänzt:

„[...] Das war ein Gastvortrag, der nicht fix im Curriculum feststeht. Das heißt, das war etwas, dass wir als unser ‚Glück‘ bezeichnen können, dass wir da einen Einblick bekommen haben. Der nächste Jahrgang bekommt diese Möglichkeit vielleicht schon nicht mehr“ (ebd.: Z.811-814).

Es wurde hinzugefügt, dass die Fachhochschule momentan die Möglichkeit bietet sich mit queer-inklusiven Themen zu beschäftigen, wenn man sich aktiv dafür entscheidet. Da es momentan ein Bachelorprojekt, welches sich mit queer-inklusive Sozialarbeit auseinandersetzt, gibt (vgl. ebd.: Z.913-920). In Hinblick auf die Erwähnung der Konzepte „Binartität und Heteronormativität“ im Studium wurde folgendes angegeben:

„Sprecher:in 3 du hast angesprochen ‚Mann und Frau und Geschlechterrollen‘, [...] ich find das hat in unserem Studiengang auch überhaupt keinen Platz gehabt [...] ich hab[sic!] damit nur Berührungspunkte durch das Bachelorprojekt [gehabt; d. Verf.], aber diese Binartität – ‚es gibt Mann und es gibt Frau‘ oder auch diese Heteronormativität – ‚Mann und Frau - eine Beziehung - Mann steht über der Frau - es ist von Natur aus normal so und alles andere ist abnormal‘ [...] wurde es erwähnt? - Ich kann mich nicht erinnern. [...] Und ich bin selbst betroffen von Heteronormativität und [...] merke aber auch, als betroffene Person, fällt es mir schwer zu argumentieren oder zu verstehen, ohne darüber gelernt zu haben“ (ebd.: Z.1007-1018).

Es wurde berichtet, dass im Rahmen des Moduls „Diversität und Internationalisierung“ im zweiten Semester das Thema Gender Studies und Queer Theory im Rahmen vieler weiterer Themen kurz angeschnitten wurde. Es gab die Aufgabe eine biografische Reflexion zu erstellen. Hier wurde der Punkt sexuelle Orientierung auf freiwilliger Basis angegeben (vgl. ebd.: Z.734-738). Kritisiert wurde an der Lehrveranstaltung, dass zwar Räume aufgemacht wurden, aber in kürzester Zeit so viele unterschiedliche Konzepte und Theorien vorgestellt wurden, dass die zeitlichen Ressourcen in Betracht der Komplexität und Verwobenheit der Thematik nicht ausreichend waren, um Inhalte zu verstehen, Wissen zu verfestigen und diese in Bezug zueinander stellen zu können (vgl. ebd.: Z.761-778). Es gab oft Übungen im Studium, welche sich mit Kategorien wie Herkunft, Sprache, Ausbildung, etc. beschäftigt haben. Dabei wurden die Kategorien sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität ausgelassen und somit tabuisiert, statt normalisiert (vgl. ebd.: Z.738-750).

Die Antwort auf die Nachfrage der Moderation ob es Studieninhalte gab, welche sich mit Männlichkeitsbildern beschäftigt haben, lautete: „Sprecher:in 5 hat es ja eh vorhin gesagt, ne, also eigentlich gar nichts. Einladung zur Selbstbeschäftigung“ (ebd.: Z.1122f).

Auf die Gefahren, wenn die notwendige Reflexionsleistung nicht erbracht wird, wurde auch in der Gruppendiskussion hingewiesen: „[...] die Auseinandersetzung mit der persönlichen Identität [ist] wichtig [...], um unsere Erfahrungen nicht auf die Zielgruppe zu projizieren“ (ebd.: Z.926-927). Somit lässt sich die Erkenntnis gewinnen, dass im Studium zwar punktuell Themenbereiche tangiert wurden, jedoch zu wenig Zeit und Raum für Reflexionsmöglichkeiten in Bezug auf queer-inklusive Themen zur Verfügung standen. Oft wurden Kategorien wie Herkunft, Sprache, Bildung, etc. thematisiert, aber Kategorien wie sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität wurden ausgelassen oder aus einer heteronormativen und binären Sichtweise betrachtet. Dadurch besteht die Gefahr, dass Absolvent:innen des Studiums diese Sichtweisen nach außen tragen und dazu beitragen Diskriminierung (unbewusst) zu reproduzieren. Nach Perko und Czollek ist es notwendig, sich mit der eigenen Identität auseinanderzusetzen, um queer-inklusive Sozialarbeit leisten zu können. Nur so ist es möglich, sich auf die Bedürfnisse von marginalisierten Gruppen, insbesondere von Mitgliedern der queeren Community, einzulassen und Verständnis sowie Empathie aufzubauen (vgl. Perko / Czollek 2022:50f).

8.3.2 Informelles Lernen

Die Gruppendiskussion hat gezeigt, dass das informelle Lernen im Studienkontext eine wesentliche Rolle beim Verfestigen und Reflektieren von Wissen und Haltung spielt: „[...] ich find auch, dass die größte Reflexion eigentlich auch von Weg zum Bahnhof passiert oder bei der Mittagspause. Also ich find, dass der Unterricht, die Lehrveranstaltungen Anreize schaffen, aber nicht in die Tiefe geh[t], dass man sich richtig damit beschäftigen kann“ (TGD: Z.897-900).

Das Setting unter angehenden Sozialarbeiter:innen wurde als sehr offen, wertschätzend und divers beschrieben (vgl. ebd.: Z.902-904). Die Offenheit von queeren Student:innen hat dazu beigetragen, dass die Teilnehmer:innen Einblicke in die Lebenswelt von queeren Personen

bekommen und die unterschiedlichen Herausforderungen, sowie auch Sichtweisen und Perspektiven kennenlernen können. Dies hat neue Reflexionsprozesse angeregt und wurde als sehr hilfreiche Ressource, vor allem in Hinblick auf Sensibilisierung, angesehen (vgl. ebd.: Z.551-554).

Kritisiert wurde, dass sich die Fachhochschule nicht darauf verlassen kann, dass sich Studierende in ihrer Freizeit, durch informelles Lernen oder dem Engagement queerer Student:innen ihr Wissen aneignen und vertiefen. Es muss sichergestellt werden, dass am Ende der Ausbildung alle Studierenden - und nicht nur jene, welche sich aus eigenem Interesse oder Engagement informiert haben, das notwendige Wissen und die Fähigkeiten besitzen, um im professionellen Setting auf die Bedürfnisse von queeren Nutzer:innen einzugehen.

8.3.3 Die Fachhochschule als Institution (Department Soziales)

Das Department Soziales vermittelt nicht nur manifest Wissen und Haltung durch Lehrveranstaltungsinhalte an ihre Studierende, sondern auch latent durch die gewählte Sprache, Haltung von Lehrbeauftragten, sowie den Räumlichkeiten und der Öffentlichkeitsarbeit.

■ Lehrbeauftragte

Als positiv erachtet wurde, dass einige (vor allem) junge Lehrpersonen eine inklusive Sprache verwenden und die Studierenden teilweise auch nach Pronomen (auf freiwilliger Basis) fragen, sowie informiert haben, wie schriftlich gegendert werden kann (vgl. TGD: Z.592-599). Aber viele Lehrbeauftragte verwenden keine inklusive Sprache und bleiben im binären Format, indem sie die Studierenden mit „Frau und Herr“ ansprechen (vgl. ebd.: Z.601-603; vgl. Z.883-885). Es wurde zudem erwähnt, dass bei Lehrveranstaltungen, welche von Männern* und Frauen* gemeinsam gehalten werden, der Redeanteil von männlichen* Lehrbeauftragten wesentlich höher ist und zudem angemerkt wurde: „[...] wie oft <er> dann <sie> unterbrochen hat“ (ebd.: Z.1058-1059). Hinterfragt wurde außerdem warum „[...] die wissenschaftlichen Fächer [...] überwiegend von männlich gelesenen Lehrpersonen geleitet [werden]“ (ebd.: Z.1079-1080).

Es wurde von einer transphoben Aussage einer lehrbeauftragten Person berichtet, welche kein Verständnis für Geschlechtsumwandlungen aufbringen konnte und für Diskussionen gesorgt hatte (vgl. ebd.: Z.1071-1075). Bei einem anderen Vorfall handelte es sich um eine sexistische Aussage einer anderen lehrbeauftragten Person bezüglich Studentinnen, welche dieser zufolge leicht bekleidet zu Bachelorprüfungen kommen und damit Professoren irritieren (vgl. ebd.: Z.1062-1066).

Lehrende haben eine Vorbildfunktion und vertreten die Fachhochschule als Institution. Die Haltung und Sprache dieser wirkt sich implizit auch auf die Haltung und Sprache Studierender aus. Abseits davon, haben die Teilnehmer:innen sich auch für eine durchgängige Verwendung

inklusive Sprache von allen Lehrenden ausgesprochen, damit nicht bereits im Studium Personen durch Sprache exkludiert werden (vgl. ebd.: Z.850-855).

■ Räumlichkeiten

Zu den Räumlichkeiten gab es mehrere Statements, welche sich insbesondere auf die sanitären Anlagen bezogen, exemplarisch kann folgendes angeführt werden: „[...] Ja, die Toiletten [All-Gender-Toiletten] fallen mir ein [...] Ah, es gibt doch irgend so ein queeres Poster am Klo. Also es beschränkt sich alles sehr aufs Klo muss ich sagen [lacht]. Ja, also ich finde, es sollte mehr ausgehängt sein“ (ebd.: Z.601-606). Queere Sichtbarkeit kann somit laut Studierenden auf der Fachhochschule noch forciert werden durch das Anbringen von Flaggen, Postern, etc.

■ Vertretung queerer Inklusion nach innen und außen

Zur Vertretung zählen die Räumlichkeiten, öffentliche Statements oder auch interne Leitfäden. Die Teilnehmenden begrüßen die Positionierung der Fachhochschule zum Genderverbot in Niederösterreich sowie die öffentliche Äußerung dazu (vgl. ebd.: Z.620-626; vgl. ORF Niederösterreich 2023). Recherchen haben ergeben, dass die Fachhochschule St. Pölten einen internen Leitfaden für inklusive Kommunikation und Gender- und Diversity-Management auf ihrer Homepage veröffentlicht hat und zudem zwei Gender- und Diversity-Beauftragte engagiert hat (vgl. Fachhochschule St. Pölten 2021). Es ist jedoch hervorzuheben, dass diese Aspekte von den Studierenden nicht wahrgenommen wurden und somit auch nicht in der Gruppendiskussion Erwähnung fanden.

■ Interview Studiengangsleitung

Die Studiengangsleitung bestätigt, dass es keine explizite Lehrveranstaltung im Curriculum gibt, welche queer-inklusive Sozialarbeit behandelt. Ob es im Rahmen von Diversität und Internationalisierung erwähnt wird, komme darauf an, wer die Lehrveranstaltung hält (vgl. TI: Z.8-12) Studierende können nur durch Wahloptionen den Fokus auf queer-inklusive Themen legen (vgl. ebd.: Z.76-79). Da queere Nutzer:innen in allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit anzutreffen sind, eignet sich das Thema als Querschnittsmaterie, birgt jedoch zugleich die Gefahr, dass das Thema im Studium untergeht (vgl. ebd.: Z.16-24). Es wurde hervorgehoben, dass das Merkmal „queer“ nicht mit einer spezifischen Gruppe von Nutzer:innen der Sozialen Arbeit gleichzusetzen ist (vgl. ebd.: Z.30ff). Es wurde darauf verwiesen, dass auch Lehrkräfte, die sich als queer identifizieren, an der Fachhochschule unterrichten und es naheliegend ist, dass diese ihre Perspektiven und Erfahrungen an die Studierenden weitergeben. Als möglicher Inhalt einer queer-inklusive Lehrveranstaltung wurde eine basale Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper und der eigenen Sexualität und Identität empfohlen. Es wurde bestätigt, dass das Thema im aktuellen Curriculum nur unzureichend behandelt wird. Dies ist darauf zurückzuführen, dass es sich um ein sehr sensibles Thema handelt, dessen Behandlung von der Kompetenz der Vortragenden Person abhängt (vgl. ebd.: Z.33-39) Das informelle Lernen wurde als wertvolle Ressource hervorgehoben:

„[...] Es gibt ja viel Lernen, was wir als Lehrende gar nicht erfahren. Das fängt an bei der ‚WhatsAppgruppe‘ und hört auf...Keine Ahnung. Sagen wir jetzt bei einer ‚Vulvaparty‘. Aber ich werde eine ‚Vulvaparty‘ jetzt nicht in die Lehrveranstaltung nehmen. Also das ist ein bisschen so...wo findet überall formelles und informelles Lernen statt. Aber natürlich kann man mehr davon bringen“ (ebd.: Z.40-44).

Die Studiengangsleitung ist prinzipiell offen, mehr Räume für informelles Lernen zu schaffen, da vielfältigere Möglichkeiten des Erfahrens und Lernens angeboten werden können als in einer Lehrveranstaltung. Die Problematik, neue Lehrveranstaltungen in das Curriculum zu integrieren, besteht darin, andere Fächer streichen zu müssen. Die Studiengangsleitung reflektiert, dass vielleicht ein paar Lehrveranstaltungen weniger gut gelungen sind und da nachgebessert werden, aber nur schwer auf die Inhalte verzichtet werden kann (vgl. ebd.: Z.69-81). Deswegen gibt es aktuell nur Freiräume bei der eigenen Schwerpunktsetzung durch Wahlfächer, im Rahmen von SOL [selbstorganisiertes Lernen; d. Verf.] oder dem Bachelorprojekt (vgl. ebd.: Z.84ff). Zeitgleich wurde erwähnt, dass ein flächendeckender Input zu diesem Thema sinnvoll wäre (vgl. ebd.: Z.90f). Da das Curriculum nur alle 4-5 Jahre aufgrund des immensen Aufwandes überarbeitet wird, gäbe es nächstes Mal 2028 die Möglichkeit dieses Thema fest im Curriculum zu verankern. Es wird als essenziell erachtet, dass bei der Konzeption eines Berufsgesetzes für die Soziale Arbeit gewisse Spielräume bei den ECTS-Punkten offengelassen werden. Dadurch kann sichergestellt werden, dass aktuelle Themen berücksichtigt werden und das Curriculum eine gewisse Flexibilität aufweist (vgl. ebd.: Z.98-119).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass queer-bezogene Themen im Studium zwar punktuell angesprochen wurden, jedoch nie in die Tiefe gegangen sind oder aus Sicht der Studierenden ausreichend behandelt wurden, um in der Praxis adäquat auf die Bedürfnisse von queeren Personen eingehen zu können. Exemplarisch, als eine von vielen Äußerungen lässt sich dies mit folgender Aussage bestätigen:

„[...] ,weil ich auch so das Gefühl habe, dass mir da einfach ganz viel Wissen fehlt, was leider nicht in den letzten 3 Jahren vermittelt wurde an der FH. Und auch für mich dieses Thema präsenter wird, vor allem in der Arbeitsstelle [...] und da habe ich einfach den Eindruck, dass ich da noch nicht so gut vorbereitet worden bin in der FH, um einfach auf Besonderheiten der Lebenssituation von queeren Menschen eingehen zu können“ (TGD: Z.82-87).

8.4 Ideen und Anregungen für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung

8.4.1 Format

In Bezug auf ein passendes Format einer queer-inklusive Lehrveranstaltung hatten die Studierenden folgende Ideen und Anregungen: „Grundsätzlich fände ich vorab, bevor wir diese Lehrveranstaltung andenken, wichtig, dass es eine Lehrveranstaltung für die Lehrenden auf

der FH Sankt Pölten [gibt, die lehrt; d. Verf.], wie ich [durch Sprache] alle inkludiere[n kann; d. Verf.] [...]“ (TGD: Z.649-651).

Als Einstieg wurde vorgeschlagen mit einem aktuellen oder kontroversen Thema, Medienartikel oder Aussage zu starten und die Studierenden diesen zu diskutieren lassen. Somit kann ein Anknüpfungspunkt für jene geschaffen werden, die noch wenig Berührungspunkte mit dem Thema hatten (vgl. ebd.: Z.1208-1214).

Es sollen Nutzer:innen für Vorträge eingeladen werden, welche von Diskriminierungserfahrungen in der Sozialen Arbeit berichten können (vgl. ebd.: Z.659-661). Dadurch können blinde Flecken in Hinblick auf die Reproduktion von Diskriminierung im sozialarbeiterischen Setting aufgedeckt werden. Ein partizipativer Ansatz ermöglicht, dass Nutzer:innen zu Wort zu kommen und die Studierenden sensibilisiert werden. Auf Basis von Nutzer:innenberichten können Studierende „Fälle“ multiperspektivisch lösen und „Best-Practice-Beispiele“ erstellen. Die Gesprächsführung zur Etablierung von inklusiver Sprache ist dabei unerlässlich (vgl. ebd.: Z.1185; Z.665), denn:

„[...] Ich find auch, dass man gerade in der Gesprächsführung ziemlich viel Sensibilität schaffen könnte, weil ich glaube, dass ein total großer Punkt, weshalb sich viele Menschen mit queeren Personen schwer tun - auch die gewählte Sprache ist [...] Und ich finde, das ist etwas, das wäre großartig, wenn das einfach in der Gesprächsführung Platz finden könnt, weil ich glaube, eine gut gewählte Sprache macht extrem viel aus, um auch in eine Beziehung gehen zu können [...]“ (ebd.: Z.808-819).

In der Gesprächsführung sollen ebenso Räume für Studierende eröffnet werden, um freiwillig über ihre eigenen Erfahrungen zu berichten und gemeinsam zu reflektieren. Dadurch können Tabus abgebaut werden und ein Normalisierungsprozess eingeleitet werden, von dem auch Nutzer:innen profitieren können (vgl. ebd.: Z.1050-1054).

Am Anfang des Studiums sollte es eine: „Pflicht-Lehrveranstaltung [geben], damit einfach alle einen Informationsabgleich bekommen und auf einem Fundament starten können [...]“ (ebd.: Z.1162f). Aufbauend auf dieser soll das Thema dann fächerübergreifend (vgl. ebd.: Z.690; Z.1185) immer wieder aufgegriffen werden und ein Bezug zu unterschiedlichen Handlungsfeldern hergestellt werden (vgl. ebd.: Z.661-666). Idealerweise zieht sich die Wissensvermittlung, Sensibilisierungsarbeit und das Einüben inklusiver Sprache über die gesamte Studiendauer, um queer-inklusive Kompetenzen zu verfestigen (vgl. ebd.: Z.1191-1206). Um das Thema fächerübergreifend in das Studium zu integrieren, bedarf es einer gewissen Vernetzung und Kommunikationsbereitschaft unter den Lehrenden (vgl. ebd.: Z.697-699).

Von der Variante eines Wahlfaches sehen die Teilnehmenden ab, weil alle Studierenden auf demselben Wissenstand sein sollten (vgl. ebd.: Z.690-694; Z.915f) und sonst nur jene Studierende sich weiterbilden, welche das Thema interessiert oder betrifft (vgl. ebd.: Z.1240-1246). Mit der Vermittlung des queer-pluralistischen Ansatzes kann für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung argumentiert werden, da es dabei nicht nur um den Umgang mit einer

bestimmten marginalisierten Personengruppe geht, sondern, dass es um einen Ansatz geht, welcher lehrt Exklusion zu vermeiden, Grenzen aufzuweichen, Vielfalt anzuerkennen und bestehende Herrschafts- und Machtstrukturen zu hinterfragen (vgl. Czollek / Perko 2022:48-52).

8.4.2 Inhalte

In einer queer-inklusiven Lehrveranstaltung sollten eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Identität gefördert werden. Auch Fragen wie „[...] ‚Was heißt queer? Was heißt FLINTA*? Was sind Pronomen?‘“ (TGD: Z.657-659) sollen behandelt werden. Die Studierenden sollen angeregt werden sich mit sich selbst zu beschäftigen, denn: „[...] die Auseinandersetzung mit der persönlichen Identität ist wichtig ist, um unsere Erfahrungen nicht auf die Zielgruppe zu projizieren“ (ebd.: Z.925-927). Dabei sollen auch Aspekte kritischer Männer*arbeit beleuchtet werden, damit vielfältigere Männer*bilder entstehen können (vgl. ebd.: Z.431-442; Z.1122f).

Über die Rechte queerer Menschen muss auch gelehrt werden, wie eine:r Teilnehmer:in aus der Praxis schildert:

„Also was ich schon sehr wichtig finde, ist zum Beispiel die Aufklärungsarbeit, also die Klient:innen darüber aufzuklären, was hier ihre Rechte sind [...] es gibt natürlich Länder/Staaten, wo Personen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung jetzt politisch verfolgt werden und wo das quasi rechtlich verboten ist. Und dieses Wissen Ihnen mitzugeben, dass das hier in Österreich nicht rechtlich verboten ist und dass es Rechte gibt [...] die einfach auch Menschen schützt. Das ist schon mal eine große Entlastung für die Klient:innen [...]“ (ebd.: Z.514-520).

Alternative Beziehungs-, Liebes- und Familienkonstruktionen sollen beleuchtet werden, denn diese können nochmals andere Herausforderungen mit sich bringen als heteronormative Beziehungen und Familienmodelle (vgl. ebd.: Z.1044-1049). In Anbetracht begleitender Literatur zur Lehrveranstaltung wurde folgendes angeregt:

„Also ich, ich denk mir was helfen kann wäre Literatur [...] [da] kann man sehr wohl [einen] Text anbieten von 20 Seiten, wo es einfach nur mal um das Thema ‚Queer‘ geht und Begriffserklärungen [...] die Geschichte [...] die Rechte und [...] die Notwendigkeit [...] zusammenfasst. Ich finde heute gab es sehr viele gute Inputs. Wenn man das alles [...] auf einen Fact Sheet zusammenfasst, kann man das wirklich kurz und knapp [aufbauen; d. Verf.]. Es muss nur thematisiert werden“ (ebd.: Z.1139-1147).

Daher solle eine gut zusammengefasste Literatur in einfacher Sprache als Pflichtlektüre angeboten werden, wo Begriffsdefinitionen, Queer Theory, Gender Studies und die geschichtliche Entwicklung, sowie die aktuelle Rechtslage von queeren Personen thematisiert wird. Außerdem soll im Rahmen der Lehrveranstaltung Binarität und heteronormatives Denken hinterfragt, sowie „Queerness“ normalisiert werden (vgl. ebd.: Z.1148ff). Auch die „Layers of Diversity“ sollten nochmals einen Raum bekommen, da diese nicht ausreichend thematisiert

wurden (vgl. ebd.: Z.1165f). Dies kann dazu beitragen, dass Konzepte wie Intersektionalität, Diskriminierung, Macht und Hierarchie von Studierenden besser verstanden werden können.

8.4.3 Haltung und Kompetenzen

Aus den Berufserfahrungen mit queeren Nutzer:innen konnten grundlegende Prinzipien Sozialer Arbeit erörtert werden, die sich für die Umsetzung einer queer-inklusiven Sozialarbeit eignen. Dazu gehören: „Offenheit, Zuhören, andere Meinungen akzeptieren [...]“ (TGD: Z.678), sowie die Fähigkeit über die eigenen Stärken, Schwächen und Unsicherheiten zu reflektieren (vgl. ebd.: Z.859-863). Sozialarbeiterische Kompetenzen wie Feinfühligkeit, Sensibilität und eine offene Fehlerkultur erfordern Mut und Courage und müssen trainiert bzw. erprobt werden. Dazu gehört auch, Nutzer:innen nach der korrekten Ansprache zu fragen oder sich für Fehler zu entschuldigen (vgl. ebd.: Z.958-967). Die Möglichkeit der Partizipation kann dazu beitragen, das Machtgefälle zwischen Nutzer:innen und Sozialarbeiter:innen zu verringern und eine kooperative Arbeitsbeziehung aufzubauen. Dies kann zu einer Vertrauensbildung und -stärkung zwischen den Beteiligten führen.

Die Fähigkeit, inklusive Sprache im professionellen Setting anzuwenden, soll in der Lehrveranstaltung durch Gesprächsführungsübungen gefestigt werden, damit Sprache in Haltung und Haltung in Sprache übergehen kann (vgl. ebd.: Z.805-808; Z.838). Im Hinblick auf den Umgang mit queeren Nutzer:innen ist es von zentraler Bedeutung, dass die Entscheidungen in Bezug auf Geschlecht, Identität, Pronomen, Namen sowie sexuelle Orientierung und alternative Beziehungskonzepte ernst genommen, akzeptiert und mit Verständnis begegnet wird (vgl. ebd.: Z.195f). Spezifiziert wurde, dass: „[...] es reicht nicht zu sagen, ich toleriere es oder ich akzeptiere es [...] Wir müssen es verstehen, weil wir mit den Leuten arbeiten, dies betrifft und da reicht Toleranz nicht, sondern da muss man Empathie haben [...]“ (ebd.: Z.1150-1154). Im Bezug zum Thema Selbstkenntnis und Selbstreflexion wurde folgendes erläutert:

„[...] Ich hab oft das Gefühl, dass es Kolleg:innen in der Sozialarbeit gibt, die Themen haben, die nicht ganz, aus meiner Sicht, bearbeitet worden sind und projizieren ihre Kränkungen oder Traumata dann auf die Zielgruppe. Und ich weiß [...] wir sind unser Werkzeug, aber manchmal ist es auch gut mal nicht immer zu reden oder ein Stückchen Mal zurückzugehen und mal sich andere Perspektiven zu holen, weil ich find das ist eine Ressource, weil immer in diesem Tunnelblick und immer nur in der ‚eigenen Bubble‘ sein ist halt ja, weiß nicht [...] Dann verliert man den Blick fürs Große und Ganze [...]“ (ebd.: Z.870-879).

Die Studierenden sollen durch die Lehrveranstaltung eine queer-bezogene Sensibilität aufbauen, damit ein Bewusstsein für queere Lebensrealitäten und Herausforderungen geschaffen wird (vgl. ebd.: Z.520-526). D.h.:

„[...] , dass jetzt zum Beispiel Menschen mit Fluchterfahrung oder CIS-Personen einfach andere Lebenserfahrungen haben [...] es ist auch wichtig, dass so ihre Lebenswelt und das, was das Besondere aus ihrer Perspektive in ihrer Lebenswelt ist [...] auch thematisiert wird [...], weil wenn

wir einfach sagen, na ‚Mensch ist Mensch‘ und mir ist es egal, dann vergisst man sehr oft so diese strukturelle Benachteiligung“ (ebd.: Z.946-955).

Die Regenbogenkompetenzen von Schmauch sind fast deckungsgleich mit den Kompetenzen, die in der Gruppendiskussion angeführt wurden, um queer-inklusive Sozialarbeit leisten zu können (vgl. Schmauch 2014:242). Hinzugefügt werden kann nicht-binäres Denken, als sozialarbeiterische Kernkompetenz. Diese Denkweise kann dazu beitragen, die Welt nicht nur in „Mann und Frau“, „schwarz und weiß“ oder in „Hilfe und Kontrolle“ einzuteilen und vielfältigere Sichtweisen zu etablieren. Menschen haben ein diverses Spektrum an Lebensrealitäten und Lebensentwürfen, daher sollten auch die Kategorien „Devianz und Konformität“ (Baecker 1994:93ff) aufgeweicht werden, um mehr Akzeptanz und Möglichkeiten zu schaffen.

8.4.4 Das politische Mandat

Das politische Mandat der Sozialen Arbeit hat in der Gruppendiskussion einen großen Raum eingenommen. Das Eintreten für Rechte von marginalisierten Gruppen und das Entgegenwirken von Diskriminierung steht nicht nur im Ethikkodex Sozialer Arbeit (vgl. OBDS 2020), sondern wird auch von den Studierenden als Parameter für Haltung gesehen: „[...] Für mich ist diskriminierendes Verhalten in der Sozialen Arbeit ein Tabu und es ist einfach Haltung. Ich bin da eigentlich recht ‚straight‘, [...] aber Soziale Arbeit ist politische Arbeit und Punkt“ (TGD: Z.642ff). Dass die Studierenden die Werte der Sozialen Arbeit leben und nach außen tragen, kann exemplarisch auf allen Ebenen bestätigt werden.

■ Mikroebene

Auf der Mikroebene, also der Ebene zwischen Individuen wurde folgendes geschildert:

„[...] wir haben als Sozialarbeiter:innen eine total wichtige Funktion, müssen gebildet sein, müssen aufgeklärt [...] und vor allem auch in Diskussionen standfest sein [...] Und ich find ‚Sprache schafft auch Haltung‘, [...] mir ist oft schon passiert, dass ich [im privaten Umfeld; d. Verf.] gegendert hab und darauf angesprochen wurde und einfach durch dieses Gendern einfach dann eine Diskussion entstanden ist und die sich dann auch informiert haben oder weitergebildet haben und ich denk mir, wenn ich in puncto queer-Inklusivität einfach standfest bin, kann ich gesellschaftlich auch viel verändern [...] Also es ist nicht nur unsere Arbeit, mit Klient:innen zu arbeiten, sondern generell auch politisch einfach aktiv zu sein [...]“ (ebd.: Z.834-844).

Die Mikroebene bezieht sich nicht nur auf den Umgang zwischen Sozialarbeiter:innen und Klient:innen, sondern auch auf das Verteidigen sozialarbeiterischer Werte im privaten Umfeld.

■ Mesoebene

Politische Arbeit auf der Mesoebene bedeutet, Einrichtungen und Institutionen Sozialer Arbeit kritisch zu betrachten, sowie auf bedenkliche und diskriminierende Handhabungen im Team zu reagieren:

„[...] kritisch auf sich selbst schauen und kritisch intern, in dem Verein, in der Institution, wo ich bin [...] Ich muss versuchen als Sozialarbeiter:in mit bestem Wissen und Gewissen keine Diskriminierungsprozesse zu reproduzieren - und wie schaffe ich das? Indem ich meine eigenen Handlungen oder die Handlungen meines Vereins irgendwie. anschau und teilweise auch kritisch, auch wenn es ein bisschen wehtut vielleicht [...]“ (ebd.: Z.1262-1266).

■ Makroebene

Der politische Auftrag Sozialer Arbeit auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bedeutet: „[...] wir haben unseren Kodex, an den wir uns halten sollten“ (ebd.: Z.1286-1287), „[...] sich vernetzen und das auch nach außen zu tragen, gewisse Themen [...] Kampagnisieren und [...] öffentliche Zeichen setzen“ (ebd.: Z.1266-1269), sowie „[...] Standfestigkeit zeigen [...] und [sich] von gewisser Haltung [...] nicht abwenden zu lassen, denn es geht um Menschenrechte und Soziale Arbeit ist eine Menschenrechtsprofession (vgl. ebd.: Z.991-997). Außerdem: „[...] jede Form von Öffentlichkeitsarbeit [...] das heißt politischer Diskurs. Teilnahme an Veranstaltungen. [...] [und] vielleicht sogar mal eine halbe Stunde Aktivismus, die [...] nicht abgerechnet werden kann [...]“ (ebd.: Z.1304-1307). Letztendlich „[...] sich einfach für die Gleichstellung aller Menschen [...] ein[zu]setz[en]. [...]“ (ebd.: Z.1255-1259). Das „[...] kann auf verschiedene Art und Weise einfließen. Durch Literatur. Durch Haltungen. Durch Sichtbarkeit [...] Und ich denke mir einfach, dass durch diese Wege grundsätzlich dann die Gesellschaft sicherer wird, weil einfach Queerness normalisiert wird“ (ebd.: Z.398-402), anstatt „Safe Spaces“ zu schaffen, welche auf Exklusion basieren.

Diese Attribute, Haltung und Kompetenzen können nur durch eine intensive und qualitativ-hochwertige Ausbildung erreicht werden. Der Effekt davon kann enorm sein, da die zukünftigen Absolvent:innen diese nach außen tragen, nach außen hin vertreten und verteidigen und somit gesellschaftlichen Wandel hervorbringen können (vgl. ebd.: Z.1273-1279). Im folgenden Kapitel wird das Konzept für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung vorgestellt.

9 Forschungsprojekt: Konzept für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung

Aus der Verknüpfung der Erkenntnisse der Literaturrecherche und der Gruppendiskussion ergibt sich ein Konzept für eine queer-inklusive Lehrveranstaltung an der Fachhochschule St. Pölten. Das Konzept besteht aus Format und Inhalt sowie den Kompetenzen queer-inklusive Sozialarbeit, bestehend aus Fähigkeiten, Wissen, Haltung und Handlungsstrategien.

Format und Inhalt

Pflichtlehrveranstaltung im 1. Semester mit Nutzer:innenbeteiligung und deren Erfahrungsberichte

Inhalt: Queer Theory/Gender Studies, LGBTQIA+ Rechte, Begriffe und Definitionen, kritische Beleuchtung von Geschlechterrollen „Undoing Gender“, Behandlung von antinormativen Liebes-, Beziehungs- und Familienkonstellationen, selbstreflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Identität, Sexualität, Geschlecht und Privilegien

Aufbauend in den darauffolgenden Semestern: Queer-inklusive Sozialarbeit als Querschnittsmaterie (z.B. durch multiperspektivische Fallarbeit mit Bezug zu queeren Thematiken und die Erarbeitung von Best-Practice Beispielen durch die Erfahrungsberichte queerer Nutzer:innen)

In der Gesprächsführung: Erprobung geschlechtergerechter und inklusiver Sprache durch Rollenspiele

Abbildung 3: Format und Inhalt



Abbildung 4: Queer-inklusive Kompetenzen

10 Resümee

Im letzten Teil der Arbeit werden die relevantesten Erkenntnisse aus der Literatur und der Datenerhebung miteinander verknüpft und verglichen. Die Verschränkung der Ergebnisse aus Literatur und Datenerhebung gewährleistet sowohl einen Theorie-Praxis-Transfer als auch umgekehrt. Abschließend wird der Forschungsprozess reflektiert, auf Limitationen hingewiesen und Anknüpfungspunkte aufgezeigt.

10.1 Detaillierte Zusammenfassung der Ergebnisse

Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die auf Differenz, Ausgrenzung, Bewertung, Benachteiligung und Privilegierung beruhen, werden auch durch die Regulierung und Normierung von Körper und Sexualität aufrechterhalten. Dies führt zu Ausgrenzung und Diskriminierung von Menschen mit nicht-normativer Sexualität, Geschlechtsidentität und/oder Beziehungs- und Familienkonzepten. Diese Diskriminierung beschränkt sich nicht nur auf

einen erschwerten Zugang zu Ressourcen, sondern kann auch soziale Sanktionen nach sich ziehen. Auch Institutionen der Sozialen Arbeit sind (bewusst oder unbewusst) an der Aufrechterhaltung bestehender ungerechter Strukturen beteiligt, indem sie Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit und damit die Diskriminierung von LGBTQIA+ reproduzieren. Die Fallbeispiele aus der Gruppendiskussion konnten Nagys Theorien zur Reproduktionsmacht von Einrichtungen der Sozialen Arbeit bestätigen.

Die Ergebnisse aus der Gruppendiskussion zeigen, dass Sicherheit momentan vorwiegend durch Exklusion für LGBTQIA+ erzeugt wird, indem sichere Räume geschaffen werden. Die Studierenden erkennen zwar die Notwendigkeit der Schaffung von „Safe Spaces“ an, kritisieren jedoch diesen Ansatz aufgrund seines ausschließenden Charakters und würden einen inklusiven Ansatz bevorzugen. Dieser basiert auf der Aufklärung und Bildung der Gesellschaft, der Normalisierung von Queerness und der gerechteren Verteilung von Möglichkeiten und Zugängen zu Ressourcen.

Als erfolgreiche Handlungsstrategien wurden die Normalisierung von Queerness, „Undoing Gender“, Empowerment sowie die bewusste Öffnung von Räumen und Möglichkeiten für queere Themen genannt. Der Beziehungsaufbau zu den Nutzer:innen kann durch eine geschlechtergerechte und inklusive Sprache sowie Toleranz, Empathie, Offenheit und Wertschätzung gefördert werden. Die Selbstbestimmung der queeren Adressat:innen muss immer respektiert werden, d.h. Sozialarbeiter:innen benötigen eine gewisse Sensibilität im Umgang mit queeren Themen. Es bedarf einer Offenheit und eines Bewusstseins von Sozialarbeiter:innen in der Gesprächsführung und im Beziehungsaufbau gegenüber queer-inklusive Themen. Dies kann gelingen, indem dezente Gesprächsangebote diesbezüglich gemacht werden, ohne diese aufdrängen zu wollen, denn letztendlich entscheiden die Nutzer:innen selbst, wann, ob und wie sie über ihre Queerness sprechen wollen bzw. ob es für sie überhaupt relevant erscheint, im sozialarbeiterischen Kontext darüber zu sprechen. Queer-sein ist nicht gleichzusetzen mit einem Bedarf an Sozialarbeit. Die Schilderungen aus der Praxis zeigen hier ein breites Spektrum an unterschiedlichen Bedürfnissen und Empfindungen.

Für die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper, mit Geschlecht, Sexualität und Identität sowie mit antinormativen Beziehungs- und Familienkonstellationen, also queeren Themen, gab es im Studium zu wenig Raum. Jedoch dient die Selbstreflexion von Sozialarbeiter:innen dazu, dass diese nicht ihre eigenen Vorstellungen, Werte oder Traumata auf Nutzer:innen projizieren. Informelles Lernen hat für die Studierenden einen hohen Stellenwert und hat wesentlich zur Reflexion von Inhalten und zur Festigung von Haltungen beigetragen. Kritisch wurde angemerkt, dass sich die Fachhochschule nicht auf informelles Lernen verlassen sollte und dafür Sorge tragen muss, dass letztendlich alle Absolvent:innen auf dem gleichen Wissensstand sind. Die Teilnehmer:innen äußerten auch den Wunsch, dass alle Lehrenden eine durchgängig inklusive Sprache verwenden und in Zukunft auch queere Perspektiven in die Lehre einbeziehen, um weniger Heteronormativität und binäres Denken zu reproduzieren.

Nach den Erkenntnissen der Gruppendiskussion wäre das ideale Format eine verpflichtende Einführungsveranstaltung im ersten Semester, in der die Geschichte der Queer Theory,

LGBTQIA+-Rechte, Begriffe und Definitionen, kritische Männer*arbeit und antinormative Liebes-, Beziehungs- und Familienkonstellationen behandelt werden. Kompakte Literatur soll dabei unterstützen. Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Identität ist dabei unerlässlich. Auch die Einbeziehung queerer Nutzer:innen als Expert:innen trägt dazu bei, blinde Flecken im Umgang mit queeren Nutzer:innen zu beleuchten und ein Bewusstsein für queere Lebenswelten und Herausforderungen zu schaffen. Darauf aufbauend soll das Thema in den folgenden Semestern immer wieder als Querschnittsthema aufgegriffen und z.B. inklusive und gendergerechte Sprache in der Gesprächsführung erprobt werden. Die multiperspektivische Bearbeitung queerer Problemlagen kann aber auch dazu dienen, Best-Practice-Beispiele für die Praxis zu generieren.

Der queer-pluralistische Ansatz bietet Sozialarbeiter:innen eine Haltung und Denkweise, die im Einklang mit den Werten des Ethikkodex steht. Er lehrt, bestehende Strukturen und Hierarchien zu hinterfragen, stereotype Geschlechterrollen, Sex und Gender zu dekonstruieren, um eine Vielfalt von Deutungsmustern und Ausdrucksformen menschlicher Existenz zu ermöglichen. Damit wird der Ansatz zum politischen Programm. Soziale Arbeit kann ihr politisches Mandat (gesellschaftliche Veränderungen zugunsten von Vielfalt und Gleichberechtigung herbeizuführen) nur wahrnehmen, wenn angehende Sozialarbeiter:innen eine entsprechende Ausbildung erhalten, in der queer-inklusive Haltungen, Wissen und Handlungsstrategien gefestigt werden. Nicht-binäres Denken ist als sozialarbeiterische Kernkompetenz zu forcieren. Auf der Mikroebene kann queere Inklusion einerseits durch einen adäquaten Umgang mit queeren Nutzer:innen erreicht werden, andererseits dadurch, dass die sozialarbeiterische Haltung nicht mit Dienstende endet, sondern auch in den Bekanntenkreis getragen wird und zur Sensibilisierung anderer beiträgt. Auf der Mesoebene kann ein kritischer Blick auf die Handlungsstrategien der eigenen Institution dazu beitragen, diskriminierungsfreie Praktiken zu etablieren und damit weniger Heteronormativität und Binarität zu reproduzieren. Auf der Makroebene kann durch das politische Mandat der Sozialen Arbeit, d.h. Öffentlichkeitsarbeit und aktives Eintreten gegen Diskriminierung, Eintreten für mehr Vielfalt, Dekonstruktion von Kategorien, mehr queere Inklusion erreicht werden.

10.2 Reflexion des Forschungsprozesses

Vor meinem Forschungsprozess dachte ich, es ginge um das Wissen über eine marginalisierte Gruppe, ihre spezifischen Bedürfnisse und den professionellen Umgang damit. Doch der queer-pluralistische Ansatz ist mehr als nur eine Haltung oder Handlungsstrategie für den Umgang mit queeren Nutzer:innen. Es geht dabei um das kritische Hinterfragen von gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen und Hierarchien.

Eine Herausforderung im Forschungsprozess war die Auswertung der Gruppendiskussion, da sich viele Begriffe und Kategorien ergeben haben, die sich teilweise überschneiden. Als Beispiel kann die Subkategorie "Haltung" genannt werden, die in fast allen Hauptkategorien thematisiert wurde. Es mussten Kategorien wieder zusammengefasst werden, damit ein für die Leser:innen nachvollziehbarer Fließtext entstehen konnte. Die Erstellung des Literaturteils erwies sich als äußerst komplex, da die Metaebene von Diskriminierungsstrukturen und Macht

bearbeitet werden musste, um einen ganzheitlichen Blick auf die Thematik zu erhalten. Herausfordernd war es auch, die Diversität der zitierten Autor:innen sicherzustellen sowie eine durchgehend inklusive und diskriminierungsfreie Sprache zu verwenden. Darüber hinaus war es schwierig, alle gewonnenen Erkenntnisse sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Trotz der Herausforderungen war die Auseinandersetzung mit dem Thema sehr lehrreich.

Limitationen bestehen hinsichtlich der Anzahl der befragten Studierenden, da es sich nur um eine kleine Stichprobe von Studierenden handelt. Ein Anknüpfungspunkt wäre die Weiterentwicklung des Konzepts und die Eingliederung in das Curriculum.

Literatur

Abdul-Hussein, Surur (2012): Genderkompetenz in Supervision und Coaching. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien.

Arbeiterkammer (2019): Diskriminierungserfahrungen in Österreich. Erleben von Ungleichbehandlung, Benachteiligung und Herabwürdigung in den Bereichen Arbeit, Wohnen, medizinische Dienstleistungen und Ausbildung. https://www.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/arbeitundsoziales/gleichbehandlung/Diskriminierungsstudie_2019.pdf [06.02.2024].

Baecker, Dirk (1994): Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie, Nr. 2, Jg. 23, Stuttgart: F. Enke Verlag, 93-110.

Baecker, Dirk (2005): Systemtheorie. In: Thiersch, Hans (Hg*innen): Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. 3. Auflage, München: Reinhardt Verlag, 1870-1875.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2002): Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Wirth, Uwe (Hg*innen): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 301-320.

Beauvoir, Simone de (1951): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt.

Crenshaw, Kimberle (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Policies. In: University of Chicago Legal Forum, Nr. 1, Jg. 1989, 139-167.

Fachhochschule St. Pölten (2021): Gender und Diversity Management. <https://www.fhstp.ac.at/de/uber-uns/gender-und-diversity-management/gender-und-diversity-management> [12.04.2024].

Flick, Uwe (2020): Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Foucault, Michel (1983): Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gaiswinkler, Sylvia / Pfabigan, Johanna / Pentz, Richard / Teufl, Lukas / Winkler, Roman (2023): LGBTQIA+ Gesundheitsbericht 2022. Wien: Bundesministerium Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK).

ILGA Europe (2024): Annual review of the human rights situation of lesbian, gay, bisexual, trans and intersex people in Europe and Central Asia. https://www.ilga-europe.org/files/uploads/2024/02/2024_full_annual_review.pdf [05.06.2024].

Krell, Gertraude / Riedmüller, Barbara / Sieben, Barbara / Vinz, Dagmar (Hg*innen) (2007): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt/Main: Campus.

Kuckartz, Udo (2018): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 4. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa Verlag.

Kurt, Seyda (2021): Radikale Zärtlichkeit. Warum Liebe politisch ist. Hamburg: HarperCollins.

Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. 2. Auflage. Weinheim: Beltz.

Nagy, Andrea (2016): Soziale Arbeit ‚queer‘ denken. Zur Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit Heteronormativität in der Ausbildung sozialer Professionen. In: Soziales_Kapital, Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit, Nr. 15, Jg. 2016, 57-71.

ORF Niederösterreich (2023): Hochschulen halten an Binnen-I und co. fest. <https://noe.orf.at/stories/3218861/> [12.04.2024].

Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit - OBDS (2020): Ethische Standards für Praktiker*innen der Sozialen Arbeit in Österreich. Eigenveröffentlichung. https://www.ifsw.org/wp-content/uploads/2023/08/obds-Ethik-Positionspapier_beschlossen_2020.pdf [20.02.2024].

Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit – OBDS (2023): Was ist Soziale Arbeit? <https://obds.at/was-ist-soziale-arbeit/> [08.03.2023].

Perko, Gudrun (2006): Queer-Theorien als Denken der Pluralität: Kritiken –Hintergründe– Alternativen –Bedeutungen. In: Alice-Salomon-Fachhochschule (Hg*innen): Quer-denken, lesen, schreiben. Nr. 12, Jg. 2006, 1-15.

Perko, Gudrun / Leah Carola Czollek (2022): Lehrbuch Gender, Queer und Diversity. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. 2. Auflage, Weinheim: Beltz Juventa.

Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York: Vintage Books.

Sauer, Arn (2018): LSBTIQ-Lexikon. Grundständig überarbeitete Lizenzausgabe des Glossars des Netzwerkes Trans*Inter*Sektionalität. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Schmauch, Ulrike (2014): Regenbogenkompetenz – zum professionellen Umgang sozialer Fachkräfte mit sexueller Orientierung. http://gerne-anders.de/media/Fachtag-JETZT-SELBST-WAS-TUN-18.11.2014_Vortrag_Schmauch.pdf [26.12.2023].

Schönpflug, Karin / Eberhardt, Viktoria / Kopal, Philip (2022): Queere Jugendarbeit in Wien. Bedarfsanalyse. Studie der Wiener Antidiskriminierungsstelle für LGBTIQ-Angelegenheiten. Wien: Institut für höhere Studien.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the subaltern speak? In: Cary, Nelson / Grossberg, Larry (Hg*innen): Marxism and the interpretation of culture. Urbana/IL: University of Illinois Press, 66-110.

Daten

GD, Gruppendiskussion, geführt von Jennifer Holawatsch mit sechs Studierenden des Bachelorstudienganges Soziale Arbeit an der Fachhochschule Sankt Pölten, per Teams, 10.02.2024, Audiodatei.

I, Interview, geführt von Jennifer Holawatsch mit der Studiengangsleitung Bachelor Soziale Arbeit an der Fachhochschule Sankt Pölten, persönlich, 16.01.2024, Audiodatei.

TGD, Transkript der Gruppendiskussion, erstellt von Jennifer Holawatsch, März 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI, Transkript Interview mit der Studiengangsleitung Bachelor Soziale Arbeit an der Fachhochschule Sankt Pölten, erstellt von Jennifer Holawatsch, April 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

Abkürzungen

GD = Gruppendiskussion

I = Interview

LGBTQIA+ = Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Inter*, Queer, Asexual, + für eine endlose Möglichkeit an weiteren Bezeichnungen

TGD = Transkript Gruppendiskussion

TI = Transkript Interview

Abbildungen

Abbildung 1: Haupt- und Subforschungsfragen, erstellt von Jennifer Holawatsch am 01.04.2024.

Abbildung 2: Vorannahmen, erstellt von Jennifer Holawatsch am 01.04.2024.

Abbildung 3: Format und Inhalt, erstellt von Jennifer Holawatsch am 12.04.2024.

Abbildung 4: Queer-inklusive Kompetenzen, erstellt von Jennifer Holawatsch am 12.04.2024.

Anhang

Begriffsdefinitionen aus: Perko, Gudrun / Leah Carola Czollek (2022): Lehrbuch Gender, Queer und Diversity. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. 2. Auflage, Weinheim: Beltz Juventa, 43-46.

4. Begriffe im Kontext von Gender/Queer

Wie in der Einleitung beschrieben, verändern sich Begriffe immer wieder, weshalb es für eine gender/queergerechte Soziale Arbeit zentral ist, sich damit auseinanderzusetzen. Die Bedeutungen der derzeit verwendeten Begriffe im Kontext von Gender/Queer werden hier exemplarisch wiedergegeben – wissend, dass sie sich im Laufe der Zeit wieder verändern können.

Der Begriff **Gender** meint das kulturell-gesellschaftlich konstruierte Geschlecht, Geschlechterrollen und -funktionen. Er wurde im Deutschen beibehalten, weil

durch die mit ihm einhergehende Unterscheidungsmöglichkeit von Sex und Gender eine Unterscheidung zwischen dem biologischen Geschlecht und dem sozialen, gesellschaftlich-kulturell hergestellten Geschlecht getroffen werden konnte (betrifft z.B.: Geschlechterrollen in Familie und Beruf, Ungleichbezahlung). Hierzu existieren unterschiedliche Auffassungen: In den Gender Studies ist die Differenzierung zwischen biologischem Geschlecht und dem sozialen Geschlecht verankert, während in Queer Studies dem so genannten biologischem Geschlecht ebenfalls eine Konstruiertheit zugewiesen wird.

Sex: Unter Sex wird das biologische Geschlecht verstanden. Während Geschlecht in den Gender Studies als biologische Gegebenheit aufgefasst wird, zeigen Queer Studies Sex und Gender als kulturell-gesellschaftlich konstruiert auf.

Genderkonstruktion: Die Konstruktion von Gender bedeutet die gesellschaftlich-kulturelle Herstellung bestimmter Rollen, Rollenbilder und Funktionen von Frauen und Männern. Es geht um die Erzeugung bzw. Herstellung von bestimmten Bedeutungen und Klassifikationen der Geschlechter, um bestimmte Zuordnungen und Zuweisungen der Geschlechter „Mann“ und „Frau“ sowie um die Bestimmung ihres Verhältnisses.

Doing Gender: Doing Gender verweist auf die permanenten Interaktionen der Ein- und Anpassung von Menschen in zweigeschlechtliche, heteronormative, durch Auf- und Abwertung strukturierte, hierarchische Geschlechterverhältnisse in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Familie, im politischen Raum etc.

Undoing Gender: Undoing Gender bezeichnet eine Praxis, die Zuschreibung stereotyper Geschlechterrollen zu erkennen, zu problematisieren und schließlich zugunsten von pluralen Genderformen aufzubrechen. Verbunden damit ist der Begriff **Genderdekonstruktion:** Die Auffassung, dass Gender konstruiert ist, bedeutet, das Geschlecht und die Rolle der Geschlechter variabel und veränderbar sind und damit auch die Beziehung der Geschlechter, die keiner stereotypen Form aus ‚natürlichen‘ Gründen folgt. Männer können dieselben Funktionen und Rollen einnehmen wie Frauen und umgekehrt. Genderdekonstruktion meint, stereotype Auffassungen von Gender zu verschieben, zu transformieren, mehrere Variablen aufzuzeigen.

Feminismus: Feminismus ist ein Oberbegriff für soziale und politische Bewegungen (untermauert durch feministische Theorien), dessen Hauptziel es ist, die Diskriminierung und Unterdrückung der Frauen sowie u.a. Sexismus gegen

Frauen zu beenden und ihre rechtliche, soziale und politische Gleichstellung zu verankern (zu den unterschiedlichen Richtungen, siehe 6. Lehreinheit).

Queer Studies bzw. Queer Theory: Queer Studies erweitern den Begriff Gender (Mann,-Frau) hin zur Vielfältigkeit von Genderformen (Intergeschlechtliche Menschen, Trans*Personen, Lesben, Schwule, Pansexuelle Personen, Non-Binary Personen) und verfolgen die Infragestellung von festgelegten, stereotypen Identitäten und Normativitäten mit der Zielsetzung der gleichen Möglichkeiten und gleichberechtigten Partizipation an gesellschaftlichen (d.h. sozialen, materiellen, politischen, kulturellen) Ressourcen für queere Menschen. Plural ausgerichtete Queer-Theorien vertreten einen intersektionalen Ansatz und fokussieren so nicht nur die Kategorien Gender, Sex, Begehren, sondern beziehen auch intersektionale Verschränkungen mit anderen Diskriminierungsformen (z.B. Antischarzer Rassismus, Antisemitismus, Ableismus, Klassismus) mit ein.

Queerfeministisch: Als queerfeministisch werden jene Ansätze bezeichnet, die sich sowohl auf feministische Theorien und Feminismus als auch auf Queer Studies beziehen und beides miteinander verbinden.⁵

Als **Queers** bezeichnen sich manche Menschen, die u.a. trans*gender, intergeschlechtlich, poly-, pan-, asexuell, non-binary, lesbisch oder schwul sind und dafür den politisch-strategischen Oberbegriff Queer heranziehen. Gleichzeitig gilt der Begriff Queer ungeachtet eines spezifischen So-Seins von Personen auch als politische Haltung, die sich als anti-normativ und als neue Lebensentwürfe konzipierend beschreiben lässt.

Drag: Als Drag King bezeichnen sich Menschen mit verschiedenen Geschlechteridentitäten, die traditionelle Männlichkeit in traditioneller Männerkleidung inszenieren und parodieren. Als Drag Queen bezeichnen sich Menschen mit verschiedenen Geschlechteridentitäten, die traditionelle Weiblichkeit in traditioneller Frauenkleidung inszenieren und parodieren.

FLINTA: FLINTA steht für Frauen, Lesben, inter-, nicht-binärer, trans- und agender Personen.

5 Einige Vertreter*innen des Queerfeminismus initiierten die Boykottbewegung gegen Israel (BDS) und Pinkwashing mit oder schlossen sich diesen an, andere Queertheoretiker*innen lehnen das jedoch strikt ab (siehe dazu Czollek 2017; Czollek/Perko 2017).

Intergeschlechtliche Menschen: Als intergeschlechtlich benennen sich Menschen, deren Körper männliche und weibliche (sichtbare und nicht sichtbare) Geschlechtsmerkmale aufweisen.

Pansexuelle Personen: Als pansexuell bezeichnen sich Menschen im Hinblick darauf, dass sie andere Menschen ungeachtet ihres Gender und ihrer sexuellen Vorliebe lieben und begehren (altgr. *pan*: „alles, umfassend, gesamt“).

Transgender Personen: Als Transgender bezeichnen sich Menschen, die ihre Geschlechtsidentität jenseits binärer Geschlechterordnungen (Frau/Mann) leben. Transgender wird auch als Oberbegriff für Menschen verstanden, für die das gelebte Geschlecht keine zwingende Folge aus dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht ist.

Non-Binary Gender: Als nichtbinär bezeichnen sich Menschen, die sich außerhalb einer zweigeteilten (binären) Geschlechterordnung verorten. Teilweise wird auch der Begriff *gender-nonkonform* verwendet

Mit **Heteronormativität** wird ein binäres Geschlechtersystem beschrieben, in dem zwei Geschlechter (Mann/Frau) als vermeintliche Norm anerkannt werden, und in dem Geschlecht aus einer Matrix von Körper-, Verhaltens- und Sexualitätsnormen hervorgeht. Heteronormativität bestimmt, was als vermeintlich normale Sexualität gilt und ist gleichzeitig Bestandteil von gesellschaftlich verankerten und von vielen verinnerlichten Normen und Vorstellungen von Geschlecht, Körper, Familie, Identität, Verhaltensweisen (betrifft z. B.: Binarität weiblicher/männlicher Körper, medizinische Herstellung von Geschlecht, Familien- und Beziehungskonzepte, Ehe/Lebenspartner:innenschaft, Lebensentwürfe).

Heterosexismus ist ein Denk- und Verhaltenssystem, das Heterosexualität als die einzig vermeintlich normale Form sexuellen Begehrens und sexueller Beziehungen fest schreibt. Dabei werden andere Identitäten, Verhaltensweisen oder Beziehungen, die dieser Norm nicht entsprechen, als abweichend dargestellt, verleugnet oder als krank stigmatisiert.

Sexismus: Unter Sexismus wird die Strukturelle Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres (zugeschriebenen) Geschlechts verstanden. Unter Sexismus, etwa gegen Frauen, wird die Strukturelle Diskriminierung verstanden, die u. a. sexualisierte Belästigung, aber auch Vergewaltigung, Ausbeutung, Beherrschung, Verfolgung, Verstümmelung, Vernichtung (Femizide) betrifft. (Ad. Strukturelle Diskriminierung und Charakteristika von Diskriminierung, vgl. 2. Lehrinheit)

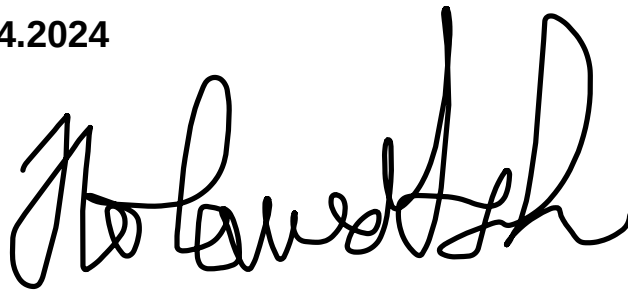
Eidesstattliche Erklärung

Ich, **Jennifer Holawatsch**, geboren am **12.06.1992** in **Wien**, erkläre,

1. dass ich diese Bachelorarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Bachelorarbeit bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

Wien, am **18.04.2024**

Unterschrift

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Jennifer Holawatsch', written in a cursive style.